

Der große Blücher und der kleine Werder.

General von Werder,

der Vertheidiger Süddeutschlands.

Aus seinem Leben.

Deutschlands Volk und Jugend erzählt

von

Oskar Höcker.

Mit 8 Tonbildern.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1874.

Motto:

„Den Mann, den halt' ich ehrenwerth,
Deß starke Hand das deutsche Schwert
Schwingt über seines Feindes Haupt,
Der Freiheit ihm und Ehre raubt.

Mein Lob, es halle fort und fort
Dem Manne, der sein deutsches Wort
So fest hält, als sein Schwert und Schild,
Der's treu an Freund und Feind erfüllt."

Inhalt.

IV. Abtheilung:

Des Vaterlandes Dank.

I. Abtheilung.

Aus der Kindheit goldenen Tagen.

Erstes Kapitel.

Zur Einführung.

Aus den Tagen der schweren Noth. — Danzigs Fall und der Klageschrei des Rittmeisters von Werder. — Prophetische Worte einer Königin. — Französische Gewaltherrschaft und Napoleonischer Eigendünkel. — 2 Mos. 20, 5.

Es ist ein gar trübes und trauriges Bild deutscher Geschichte, das sich zu Anfang unseres Buches vor unseren Augen entrollt; und dennoch dürfen wir nicht leichtfertig darüber hinweg huschen, weil in diese Zeitperiode deutscher Schmach und Schande die Geburt unseres Helden fällt, der von der Vorsehung mit dazu ausersehen war, die Rolle eines Rächers zu spielen gegenüber der französischen Nation, welche dereinst so viel Elend über unser deutsches Vaterland gebracht.

Wir versetzen uns in das Jahr 1807 zurück und finden das preußische Volk, dessen ruhmreiche Vergangenheit in den Regierungsperioden des großen Kurfürsten und des alten Fritz wurzelt, nach den eigenen Worten der Königin Luise „auf den Lorbeern Friedrich's des Großen eingeschlafen." Die unglückselige Schlacht von Jena ist geschlagen und immer weiter dringt das siegreiche Kriegsheer des ersten Napoleon verwüstend in Preußen vor. Ein fester Platz nach dem andern fällt in des Korsen Hände, zumeist

auf für die preußische Besatzung unrühmlichste Weise. Friedrich Wilhelm III. sieht sich von dem übermächtigen Eroberer bis in die nördlichste Stadt seines Reiches, bis nach Memel gedrängt.

Trüben Blicks und mit gebrochenem Herzen sieht der Vaterlandsfreund der nächsten Zukunft entgegen. Alle Festungen haben endlich kapitulirt, nur das tapfere Colberg unter Gneisenau's Führung und Danzig halten sich noch. Allein nicht lange währt es, so kommt die Hiobsbotschaft, daß auch Danzig „über" sei.

„Die preußische Besatzung dieser Festung wird" — so lautet ein weiterer Zusatz der Unglückspost — „in Anerkennung der glänzenden Vertheidigung nicht kriegsgefangen, sondern in gewisse für neutral erklärte Landstriche verlegt werden."

Zu der Danziger Besatzung gehörte das Dragonerregiment von Rouquette, und einer seiner hervorragendsten Offiziere war der Rittmeister Hans Christoph von Werder, welcher bereits in dem Rheinfeldzuge des Jahres 1794 eine solche Tapferkeit an den Tag gelegt hatte, daß er den Orden pour le mérite erhielt.

Dem wackern Rittmeister standen die Thränen im Auge, als Danzigs Bollwerk die weiße Fahne aufzog, und mit geballten Fäusten verließ er sammt seinem Zuge die Festung.

„Was soll aus unserm armen Lande, was soll aus König und Heer werden," rief er schmerzlich bewegt, „wenn Gott nicht endlich unsere Waffen segnet!"

Dieser Schmerzensschrei verband sich noch mit vielen tausend anderen, die sich der geängstigten Brust des armen Preußenvolks entrangen, — allein der bittere Leidenskelch war noch immer nicht voll, und die tiefgebeugte Königin Luise hatte nur zu Recht, an ihren Vater zu schreiben: „Mit uns ist es aus; wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und als abgelebt in sich selbst zusammenstürzt. Der Napoleonismus wird die schmerzliche Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele sein.

Ich finde Trost, Kraft und Muth in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch."

Diese Worte sind glänzend in Erfüllung gegangen; leider war es der edeln Königin nicht vergönnt, die Tage des Ruhms zu erleben. Zur Zeit, mit welcher unser Buch beginnt, herrschte indessen noch Napoleon über Preußen und mit ihm waren Noth, Kummer und Finsterniß. Kein Wunder, daß Land und Volk nach Frieden lechzten, kein Wunder, daß Friedrich Wilhelm III. sich bemühte, einen solchen anzubahnen, und kein Wunder, daß derselbe — als er endlich am 9. Juli 1807 in Tilsit zu Stande kam — für Preußen außerordentlich kläglich ausfiel; dictirte ihn ja doch Napoleon, der ehrgeizigste aller Menschen, dessen Endziel in nichts Geringerem bestand, als nach und nach die ganze Welt zu erobern.

Der abgeschlossene Frieden änderte wenig oder nichts in Preußen, vielmehr stieg die Noth der armen, schwergeprüften Bevölkerung auf's Höchste. Immer deutlicher trat die Absicht des Eroberers hervor, dem Theile von Preußen, welchem er ein Scheinleben gelassen, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich waren die Contributionen; dazu kam außerdem der Uebelstand, daß die französische Armee noch immer im Preußenlande hauste, den Bürgern zur Qual, in deren Häusern es sich Offiziere und Soldaten auf die Strapazen des Krieges hin wohl sein ließen. Wehe dem Quartiergeber, welcher den harten Forderungen nicht Genüge zu leisten vermochte, denn er sah sich den gemeinsten Mißhandlungen ausgesetzt.

Mit einem Worte, nach wie vor herrschte der Franzmann im Preußenland, ja, der übermüthige Sieger gab sogar nicht einmal die eroberten Festungen zurück, wie er gelobt hatte, steigerte dagegen mehr und mehr die Kriegskosten, so daß das arme Preußen binnen wenigen Jahren nahezu dreihundert Millionen Thaler zahlen mußte.

Und trotz alledem war der Grausamkeit Napoleon's noch immer nicht Genüge gethan. Das neue System seiner Gewaltherrschaft legte

nur zu bald auch Handel und Verkehr lahm. Durch die Continentalsperre ward Ein- und Ausfuhr der Waaren fast gänzlich aufgehoben; es währte nicht lange, da standen die Fabriken still, der Umlauf des Geldes stockte, die Zahl der Bankerotte nahm zu und eine furchtbare Theuerung verbreitete sich über das ganze Land. Die Menge der Armen wuchs zum Erschrecken, -- kaum vermochten die großen Städte die Schaaren der Hungernden, welche die Straßen durchzogen, zu bändigen.

Und während der Preuße darbte und hungerte, ließ sich's der Franzose in dem geknechteten Lande wohl sein und schmauste und zechte nach Herzenslust!

So kam das Jahr 1808 heran, in welchem der Napoleonische Stern die Zenithhöhe seines Glanzes und Ruhms erreichte. Im September des genannten Jahres tagte der berüchtigte Kongreß von Erfurt, wohin Napoleon den berühmten Schauspieler Talma mit den Worten befehligte: „Ihr werdet vor einem Parterre von Königen spielen!" Und in der That waren in Erfurt die Könige „gemein wie Brombeeren", und jener Kapitän, welcher die Tambours der kaiserlichen Garde, die — getäuscht durch die prunkvolle Auffahrt des Königs von Württemberg — den dreifachen für die Kaiser vorbehaltenen Wirbel schlugen, zornig anfuhr: „Hört auf, 's ist ja nur ein König (taisez-vous, ce n'est qu'un roi)!" — jener Kapitän hat sozusagen ein Stück geschichtlicher Malerei gesprochen.

Der Franzosenkaiser gefiel sich in Erfurt darin, den geladenen deutschen Fürsten gegenüber so recht den Meister und Herrn zu spielen, und sein grausamer Hohn kannte in jenen Tagen keine Grenzen; das zeigte zur Genüge die „Hasenhetze", welche der Völker-Nimrod auf dem Schlachtfelde von Jena veranstaltete, seinen Gästen, den deutschen Fürsten, „zu Ehren". — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So ungefähr schaute das Bild jener Zeit aus, in welcher der Held unseres Buches das Licht der Welt erblickte. Noch lag der kleine Erdenpilger schwach und hilflos in seiner Wiege und wußte nichts von der Schmach seines Vaterlandes. Allein sein unschul-

diges Herz war schon damals bestimmt, dereinst die Erbschaft des Franzosenhasses anzutreten, den die schwere Noth des Vaterlandes, die bittern Erfahrungen der eigenen Eltern hervorrufen mußten. Noch schlummerte diese Bestimmung als schwacher Keim in der jungen Brust, als wenige Jahre nach seiner Geburt das Vaterland sich von dem fremden Eindringling befreite, aber eine spätere Zeit sollte ihn mündig finden, das Rächerschwert über den Feind zu schwingen und, ein Werkzeug Gottes, nach dem Worte des Propheten an Deutschlands Erbfeinde die Missethat der Väter heimzusuchen bis in's dritte und vierte Glied.

Zweites Kapitel.

Eine preußische Rittmeistersfamilie.

Unfreiwillige Ruhetage. — Der Morgen deutscher Freiheit bricht an und der Held unseres Buches betritt die Weltbühne.

Das Rouquette'sche Dragonerregiment, von welchem die Rede gewesen, kam nach dem Fall von Danzig in Kantonnirungen bei Norkitten in Ostpreußen, und die Schwadron des Rittmeisters Werder nach Schloßberg, einer Domaine des Herzogs von Anhalt-Dessau.

Unser tapferer Rittmeister, der gleichzeitig auch ein liebender Gatte und treuer Vater war, konnte sich zwar in seinem stillen Asyl gänzlich seiner Familie widmen, die aus einem sechs- und einem dreijährigen Knaben, sowie einem fünfjährigen Töchterchen bestand, allein der wackere Mann befand sich bei dieser unfreiwilligen Ruhe nichts weniger als wohl. Rollte ja doch in seinen Adern preußisches Soldatenblut und wäre er ja doch so gern den Tod auf dem Schlachtfelde gestorben, hätte er dadurch mit dazu beitragen können, den verhaßten Erbfeind aus dem Vaterlande zu verdrängen.

Statt mit dem Schwerte in der Hand dem Franzmann gegenüber zu stehen, sah er sich zur Unthätigkeit verdammt, indessen das preußische Land mehr und mehr dem räuberischen Feinde in die

Hände fiel. Zu dieser Mißstimmung gesellte sich die Sorge; die Grundvermögensverhältnisse des Rittmeisters waren nämlich durch Verheerungen und Opfer während der französischen Occupation in Verwirrung gerathen und Werder mußte bangen Blicks in die Zukunft schauen, falls dieselbe sich nicht zu Preußens Gunsten wendete. Alle diese Umstände und Verhältnisse waren nicht dazu angethan, den Franzosenhaß, welcher in der Brust des Rittmeisters tobte, zu lindern und er sagte, mit großem Recht, mehr als einmal: „Ich verabscheue die Wälschen rechtschaffen, so wie es einem getreuen Preußen zukommt!"

Und wahrlich, der Rittmeister von Werder konnte sich mit Fug und Recht einen getreuen Preußen nennen; denn er stammte aus einer Familie, deren Mitglieder in ihrer Mehrzahl die militärische Thätigkeit zu ihrem Lebensberuf erwählt hatten und darunter nicht wenige mit solchem Erfolge, daß die Kriegsgeschichte ihre Namen unter den ausgezeichneten Trägern des preußischen Soldatenruhms verzeichnet hat.

Acht Generale dieses Namens waren bereits dem preußischen Heere einverleibt gewesen und unser Rittmeister nahm sich fest vor, der neunte zu werden. Allein um zu diesem Ziele zu gelangen, war es nöthig, daß Preußen sich wieder erhob und wider den Franzmann zu Felde zog.

Als das Jahr 1808 begann, dämmerte allerdings schon der Morgen des neuen Tages, welcher die goldene Freiheit bringen sollte; an allen Orten Preußens begann sich's zu regen, Männer von Geist und Herz traten zu gemeinschaftlichem Wirken gegen den Erbfeind zusammen, der Freiherr vom Stein war berufen worden, den Neuaufbau des preußischen Staats zu unternehmen, während Scharnhorst und Gneisenau die zeitgemäße Umformung des Heerwesens begannen, — aber trotzdem sollten noch Jahre vergehen, ehe des Rittmeister Werder's Wunsch, offen gegen den Franzmann aufzutreten, sich erfüllte.

Inzwischen ward ihm eine andere Freude zutheil. Am 2. September des Jahres 1808 beschenkte ihn nämlich seine Gattin mit einem Knaben, der mit seinen blauen Augen gar munter in

die Welt blickte. Und gleichsam als ob der freudig bewegte Vater geahnt hätte, welche Heldenthaten der kleine Weltbürger dereinst vollbringen werde, hob er ihn in die Höhe und rief:

„Werde ein braver Soldat, mein Junge, und hilf mit dazu, die Schmach von unserm Vaterlande abzuwaschen!“

Ein herrlicher Oktobertag schaute zum Fenster herein, als in dem Hause des Rittmeisters die Taufe des Jüngstgeborenen stattfand, welcher den Namen August erhielt; und so wären wir denn bei unserm Helden angelangt, dessen Lebensschicksale uns beschäftigen sollen, wenn auch vorerst nur in Begleitung seiner Amme, da er die Kunst des selbstständigen Gehens noch nicht gelernt hat.

Diese Amme war die Frau eines wettergebräunten Wachtmeisters, welcher in der Schwadron des Rittmeisters von Werder diente. Bei der Unmöglichkeit, die Mannschaften in dem häuserarmen Schloßberg unterzubringen, war ein Theil derselben in einer geräumigen Scheuer einquartiert, einige hundert Schritte von dem alten Schlosse, worin der Rittmeister mit seiner Familie wohnte.

An einem trüben Sonntagnachmittag, im Spätherbst, als der Wind unheimlich über die einförmige Ebene Schloßbergs pfiff, ging es in jener zur Kaserne eingerichteten Scheuer gar lustig zu. Einer ihrer Insassen feierte gerade seinen Geburtstag und gab seinen Kameraden ein Fäßchen Branntwein zum Besten. Da die Wachtmeistersfrau, deren Fürsorge der kleine August anvertraut war, bei den Dragonern in nicht geringem Ansehen stand, so durfte sie bei dieser Feierlichkeit nicht fehlen, und so hatte sie sich denn mit ihrem Pflegebefohlenen von Hause auf ein halbes Stündchen fortgestohlen, um ihrem Manne, der sich ebenfalls unter den Festgästen der Scheuer befand, ein wenig Gesellschaft zu leisten.

Um die allgemeine Fröhlichkeit zu erhöhen, hatte ein Trompeter sein Instrument herbeigeholt und blies lustige Tanzweisen, nach denen die Kameraden in der Scheuer umhersprangen. Dabei wurde natürlich des Trinkens nicht vergessen und die große blecherne

Schwadronskanne machte fleißig die Runde. Auch die Wachtmeistersfrau that einen herzhaften Schluck daraus, und da der kleine August seine beiden Händchen verlangend nach dem blinkenden Gefäß ausstreckte und diesem Begehren bald auch durch heftiges Schreien Nachdruck gab, so erbarmte sich die Amme ihres Säuglings, tauchte ein Stück Commißbrod in den Branntwein und reichte es dem kleinen August, der mit heißer Begierde daran saugte. Nach wenigen Minuten schon gerieth er in eine Aufregung, die für die Dragoner äußerst belustigend war, und eben stand die Wachtmeistersfrau im Begriff, dem herzigen Pflegling, auf den der Branntweingenuß eine so belebende Wirkung übte, noch einmal davon zu kosten zu geben, als sie von der Magd des Werder'schen Hauses abgerufen wurde. Es war ein der Rittmeistersfamilie befreundeter Militärarzt aus der Nachbarschaft mit seiner Gattin zu Besuch eingetroffen, und Beide wollten den kleinen August sehen. Als die Amme mit ihrem Schützling in's Zimmer trat, fiel dessen ungewöhnlicher Zustand sofort auf, nur wußte man vorerst noch nicht, was man daraus machen und davon denken sollte.

Die Eltern blickten besorgt auf ihren Jüngsten nieder, welcher in ängstlicher Weise die Augen verdrehte und ein feuerrothes Gesicht hatte. Man forschte, man fragte, ohne etwas herauszubringen; die Amme — deren Gewissen sich jetzt zu regen begann — wollte von Nichts wissen.

Da endlich gelang es dem prüfenden Blick des anwesenden Militärarztes, das Rechte herauszufinden, und er sagte, nicht ohne Lächeln: „Mein lieber Rittmeister, Dein Herr Sohn hat einen Rausch, und wenn nicht Alles trügt, so muß er Branntwein bekommen haben.“

Wäre in diesem Moment der Himmel eingestürzt, so würde das Werder'sche Ehepaar nicht mehr erstaunt gewesen sein, als es jetzt der Fall war; Eins sah das Andere erschrocken an und vermochte kein lautes Wort hervorzubringen.

Inzwischen redete der Arzt der Amme scharf in's Gewissen und verwickelte sie in ein strenges Verhör, in welchem sie schließ-

lich ihre Schuld eingestand. Da sie im Uebrigen eine kreuzbrave Frau und dem kleinen August in großer Liebe zugethan war, so kam sie mit einem derben Verweis davon.

Obgleich der Kleine alsbald fest einschlief, verbrachten dennoch die Eltern den Rest des Tags sowie die Nacht in großer Sorge; indessen ging Alles ruhig vorüber und der Knabe befand sich andern Tags wieder wohl. Die nachtheiligen Folgen sollten erst später sichtbar werden. Es stellte sich eine Schwäche ein, die mit bedenklichen Nervenzufällen das Leben des zart gearteten Kindes bedrohte. Jedoch wurde durch zweckmäßige Behandlung die erschütterte Gesundheit wieder hergestellt und die Mutter Natur in ihr volles Recht zur Ausbildung der guten körperlichen Anlagen des Knaben wieder eingesetzt.

Nächst den Eltern zeigte sich über die Wiedergenesung August's Niemand froher, als dessen Amme, die Wachtmeistersfrau, welche von dieser Zeit an bis an ihr seliges Ende einen großen Widerwillen gegen alle geistigen Getränke, insbesondere aber gegen den Branntwein, hegte.

Drittes Kapitel.

In der neuen Heimat.

Die Familie Werder sagt Schloßberg Lebewohl und tritt eine Reise an. – Aus den Kinderjahren eines blonden Lockenkopfs.

Der Christmonat des Jahres 1808 war noch nicht zu Ende gegangen, als endlich des Rittmeister Werder's Wunsch sich erfüllte und das Rouquette'sche Dragonerregiment Ordre erhielt, sich marschbereit zu machen. Wohin es rücken sollte, war zwar noch ein Geheimniß, allein der Rittmeister fühlte sich schon in dem Gedanken glücklich, endlich seiner unfreiwilligen Muße entronnen zu sein, denn bei der in Preußen vorgenommenen Neugestaltung des Heeres unterlag es keinem Zweifel, daß die erfolgte Marschordre den Zweck hatte, das Rouquette'sche Dragonerregiment aus seiner Unthätigkeit zu befreien.

Die Freude des Rittmeisters ward noch größer, als er endlich erfuhr, daß sein Regiment mit einem Kürassierregiment vereinigt und als 1. (Schlesisches) Kürassierregiment nach Breslau versetzt werden sollte.

„Das ist ein gutes Zeichen," äußerte er zu seiner Gattin, „jetzt gebe ich die Hoffnung nicht auf, mich mit dem Franzmann noch einmal messen zu dürfen."

Binnen Kurzem brach die Schwadron aus ihrem bisherigen

Cantonnement Schloßberg auf und trat, mit dem Regiment vereinigt, den Marsch nach Breslau an, wo nun auch die Familie Werder ihren Wohnsitz nahm.

Die Hoffnung des Rittmeisters, mit dem Franzmann anzubinden, ging zwar vorerst noch nicht in Erfüllung, wurde vielmehr durch mannigfache politische Vorkommnisse bedeutend herabgestimmt, trotzdem lebte er wieder auf. Konnte er sich ja doch jetzt wieder mit ganzer Seele seinem militärischen Berufe hingeben.

Während er fortan die meiste Zeit auf dem Exercirplatze zubrachte, wuchs daheim in aller Stille sein Jüngstgeborener heran, und obgleich August nicht von so kräftigem Wuchse war, wie seine übrigen Geschwister, so entfaltete er sich doch zu einem lieben, herzigen Knaben, den Jedermann gern haben mußte.

Kaum erfreute sich der kleine August der ersten Hosen und kaum fühlte er sich auf den Beinen sicher, als er auch schon anfing, an Soldatenspielen Wohlgefallen zu finden. Der Vater sah die Marsch- und Exercirübungen seines Jüngsten nichts weniger als ungern, ja, zuweilen nickte er beifällig mit dem Kopfe und murmelte vor sich hin:

„Der Junge muß einmal Soldat werden.“

Immermehr reifte August zu einem klugen und gleichzeitig auch hübschen Kinde heran. Das vollwangige Gesicht ward von lang herabhängenden blonden Locken eingerahmt und aus dem blauen Augenpaare leuchtete ein frischer, kecker Muth, welcher der Mutter nur zu oft Veranlassung gab, über den kleinen wilden Buben bei dem Vater Klage zu führen. Der Rittmeister zeigte bei derartigen Gelegenheiten dem Söhnchen allerdings ein finsteres, strenges Gesicht, befand er sich aber nachher mit seiner Gattin allein, da verschwand aller Ernst aus seinen Mienen und er sagte unter einem wohlgefälligen Lächeln:

„Laß nur gut sein. Ein dereinstiger Soldat muß in der Jugend wild sein. Denk' nur an unsern alten Blücher, — der war in seinen Knabenjahren ein Ausbund von Wildheit.“

Eine neue Bekanntschaft, welche der kleine August anknüpfte, war

ganz dazu geeignet, ihn in seinen Lieblingsneigungen zu ermuntern. Der neue Bekannte hieß Friedrich und war der Diener oder, wie es in der Soldatensprache heißt, der Bursche des Rittmeisters, — ein muthiger Dragoner aus dessen Schwadron, der, gleich seinem Herrn, am liebsten jeden Tag so und so viele Franzosen todt geschlagen hätte. Außerdem besaß er im Erzählen eine besondere Fertigkeit, was namentlich unserm August sehr angenehm war. Nun muß man aber nicht etwa glauben, daß Friedrich dem Kleinen Mährchen erzählte, — o nein — davon wollte August nichts wissen, weil, wie er selbst äußerte, „das Alles dummes, unwahres Zeug sei." Von Schlachten und berühmten Generalen mußte Friedrich erzählen, vom alten Fritzen und ganz besonders vom Vater Blücher. Was diesen greisen Feldherrn anlangte, so wußte Friedrich von ihm gar viele Schnurren; war ja doch sein Vater eine Zeitlang Diener bei der alten Excellenz gewesen.

Für Blücher hegte unser August eine ganz besondere Vorliebe, die sich im Lauf der Jahre noch mehr steigerte und den festen Vorsatz in ihm reifen ließ, dereinst auch ein solcher wilder Husar zu werden. An einer gewissen Verwegenheit ließ es der kleine, vierjährige Bursche jetzt schon nicht fehlen, und diese war es, welche ihn einmal in große Lebensgefahr brachte, wie wir gleich sehen werden.

Unser kleiner Freund hatte seinen Geburtstag gefeiert und war von den Eltern reich beschenkt worden. Um den festlichen Tag in würdiger Weise zu beschließen, unternahm der Rittmeister am Spätnachmittag mit seiner Familie einen Spaziergang vor das Thor.

Es war einer jener Herbstabende angebrochen, welche noch einmal alle Reize der schönen Jahreszeit entfalten und uns das Scheiden von ihr doppelt schmerzlich machen.

Der Spaziergang führte die Familie vor die Ohlauer Vorstadt, in welcher die Schwadron des Rittmeisters ihre Quartiere hatte. Der Ohlaufluß, der die Stadt Breslau durchschneidet und sich außerhalb derselben mit dem Oderstrom verbindet, bildet bei

dem Zusammenfluß in der Nähe der genannten Vorstadt eine morastige Niederung, die durch gangbare Dämme eingefaßt ist.

Auf einem dieser Dämme nun spazierte die Werder'sche Familie.

August war, wie immer, vorausgesprungen und hatte sich auf Recognoscirungen begeben; plötzlich erblickte er auf einer der in der Niederung liegenden Wiesen eine prachtvolle, violette Blume.

„Die wird der Mutter gebracht," jubelte es in seinem Herzen und der Vorsatz ward zur raschen That. In wilder Eile verließ der behende Knabe den Damm und betrat die Wiese, allein der anscheinende Rasen erwies sich als ein trügerischer Moor, und kaum hatte sich August auf ihn gewagt, als er sofort darin bis über die Schultern versank.

Ein Schrei des Schreckens und der Angst gellte durch die stille Abendluft.

„War das nicht unseres August's Stimme?" fragte die Frau Rittmeisterin klopfenden Herzens.

„Mir kam es allerdings auch so vor," gab der Gatte zurück. Während er seinem ältesten Sohne Hans befahl, voraus zu springen und nach dem Bruder sich umzusehen, rief er selbst aus Leibeskräften nach dem Verschwundenen.

Gleich darauf ertönte es matt und dumpf zurück:

„Hilfe, Vater!"

Und schon im nächsten Moment brachte Hans die Kunde, daß August im Moor versunken und nur sein halber Kopf noch sichtbar sei.

„Barmherziger Gott!" schrie die Frau Rittmeisterin auf und ihre Kniee wankten.

Vater Werder eilte rasch von dannen.

Nach wenigen Augenblicken bereits hatte er die Unglücksstätte erreicht. Von seinem Liebling war nichts mehr zu sehen, als der Schopf blondgelockter Haare. Rasch entschlossen packte daran der Rittmeister den Knaben und so gelang es ihm, den kleinen August rechtzeitig noch wieder emporzuziehen. Eine Minute später wäre der Knabe zweifellos erstickt gewesen.

August befand sich zwar, was seinen Anzug anlangte, in keinem sehr reinlichen Zustande, desgleichen waren weder Hände noch Gesicht sauber, — die inzwischen herbeigeeilte Mutter schloß ihren Liebling aber dennoch in ihre Arme, herzte und küßte ihn, und dankte Gott für seine Errettung aus schwerer Lebensgefahr.

Die Frau Rittmeisterin hielt von jetzt ab ihren Liebling ein wenig strenger und duldete nicht, daß er sich weit vom elterlichen Hause entferne, und so blieb ihm nichts Anderes übrig, als mit den Nachbarskindern Freundschaft zu schließen.

Nun weiß man aber aus Erfahrung, daß derartige Freundschaftsbündnisse selten von langer Dauer sind, und das ist ganz natürlich; die Kinder aus der Nachbarschaft finden sich rasch und ungezwungen, unbekümmert um den Stand oder Rang der Eltern, zusammen. Bald aber macht sich doch die Verschiedenartigkeit in den Bildungsstufen der kleinen Gesellschaft geltend, und dadurch ist der Anstoß zu Reibereien und zum schließlichen Bruch gegeben.

Diese unangenehme Erfahrung sollte auch unser kleiner Freund August machen. Bald fielen seitens der Nachbarskinder spöttische Bemerkungen, die zunächst gegen August's stets saubern Anzug gerichtet waren, dessen einfache Eleganz schon längst den geheimen Neid der kleinen Gesellschaft wachgerufen hatte. Noch ließ sich der gutmüthige Knabe alle diese Sticheleien gefallen, bis sie schließlich eines Tages den höchsten Grad erreichten.

Da endlich machte August von seinen Fäusten Gebrauch und kam nachher weinend zur Mutter gelaufen, ihr unter Schluchzen erzählend, daß die ungezogenen Nachbarskinder ihn wegen seiner langen, blondgelockten Haare: Amor geschimpft hätten.

Die Frau Rittmeisterin trocknete ihrem Lieblinge die Thränen, strich ihm das schöne Haar aus der Stirn und sagte:

„Laß es gut sein, August, und ärgere Dich nicht mehr über die bösen Buben. Amor ist gar ein schöner Name.“

Dies wollte das Söhnchen indessen nicht recht einsehen, vielmehr bestand es darauf, daß ihm die Mutter die langen Haare abschneiden solle.

Allein die Frau Rittmeisterin schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Nein, mein Junge. Sei froh, daß Du so schöne, lange Haare hast. Wären sie nicht gewesen, so hätte Dich der Vater damals nicht aus dem Moore herausziehen können und Du hättest elend ersticken müssen.“

Die Wahrheit dieser Behauptung sah August sofort ein und gab sich demgemäß zufrieden. Vielleicht imponirte ihm auch die Nützlichkeit seiner langen Haare und er dachte bei sich: „Wer weiß, ob Du nicht wieder einmal in den Fall kommst, wo sie Dir zur Rettung werden,“ — denn waghalsig blieb unser kleiner Freund nach wie vor.

Viertes Kapitel.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Preußens König zieht in Breslau ein, und der nachmalige deutsche Kaiser sieht den späteren Helden von Belfort. — Breslaus Ehrentage. — Eine bedeutsame Begegnung. — Abschied.

Jene religiös-vaterländische Begeisterung, welche mit Beginn des großen Jahres 1813 sich in Preußen Bahn brach, gehört unstreitig zu den erhabensten Bildern vaterländischer Geschichte. Dennoch dürfen wir nicht allzu lange bei ihnen verweilen und nur einzelne Momente hervorheben, und zwar auch nur jene, welche in gewisser Beziehung zu dem Helden unseres Buches stehen.

Er befand sich zur Zeit der großen Erhebung seines Vaterlands allerdings noch in einem zarten Kindesalter; trotzdem wirkte das Gewaltige der Zeit auch auf sein jugendliches Herz und ließ schon im Kinde eine gewissermaßen heilige Begeisterung erstehen.

Und in der That kamen jetzt für das Preußenland herrliche, erhebende Tage!

Am Nachmittag des 25. Januar langte Friedrich Wilhelm III. in Breslau mit seiner Familie an. Die gesammte Bevölkerung befand sich auf den Beinen, um den geliebten Landesherrn

zu sehen; auch die Frau Rittmeisterin hatte sich mit ihrem Knaben aufgemacht. Und als nach langem Warten und Harren endlich die königliche Familie in der schlesischen Hauptstadt anlangte und von dem versammelten Volke mit begeisterten Hochs empfangen wurde, erstaunte August über den in schlichtem Anzug daher fahrenden König, von dem er — in seinen innersten Gedanken — zum Mindesten angenommen hatte, daß er ganz und gar in Gold gehüllt sein werde. In der Umgebung des Königs bemerkte er auch eine edle Jünglingsgestalt, hoch aufgerichtet und mit leuchtenden Blicken um sich schauend. Der kleine August ahnte nicht, daß dereinst eine Zeit kommen würde, wo jener Jüngling (freilich dann schon als Greis) mit Stolz und Bewunderung auf ihn blicken und von ihm sagen würde: daß er eine Heldenthat vollbracht, welche sich den größten aller Zeiten würdig anschließe. Und Prinz Wilhelm — denn das war der Name jenes Jünglings — ahnte ebensowenig, als sein Blick flüchtig die Gestalt des kleinen blondlockigen Knabens streifte, daß aus ihm dereinst ein berühmter Feldherr hervorgehen werde, den der Volksmund zum deutschen Leonidas erhob...

Am 25. Januar war der König in Breslau angekommen und schon am 3. Februar erfolgte der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerharste. Und siehe da: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ Die preußische Jugend bis weit in's Mannesalter hinein erhob sich unter dem Jubelgeschrei: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!“ Es währte nicht lange, so leerten sich die Hörsäle der Universitäten, die oberen Klassen der Gymnasien, die Contore, die Ateliers und Werkstätten, verlassen standen die Pflüge da und vereinsamt schaute es in den Beamtenstuben aus. Denn Alle, Alle wollten mitziehen in den Kampf wider den Erbfeind und es erfüllte sich an dem Preußenvolke, was die Königin Luise im September 1809 von Andreas Hofer und seinem gottesfürchtigen Tirolervolke geschrieben hatte: „Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen!“

Es war eine heilige Begeisterung, die Aller Herzen erfaßt hatte. Wer nicht persönlich Blut und Leben einsetzen konnte, der

half durch freiwillige Opfergaben zur Bewaffnung und zur Ausrüstung des Heeres.

In Breslau, welches der Hauptsammelplatz der zuziehenden Freiwilligen war, herrschte ein reges Leben und namentlich bot der Gasthof zum goldenen Scepter, in welchem sich das Lützow'sche Werbebureau befand, das Bild eines Ameisenhaufens dar.

Für August kamen jetzt gleichfalls Tage goldener Freiheit. Einen großen Theil des Tages verbrachte er auf den Straßen, welche er an der Hand des Vaters, zumeist aber in der Gesellschaft Friedrich's durchlief. Gar oft gerieth unser junger Freund dabei in ein dichtes Gedränge, denn die Bewegung in der Stadt war unbeschreiblich; Alles wogte hin und her, Jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gährung eine bestimmte Richtung geben konnte. Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede; die vielen Tausende, welche aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art.

Dieses Durcheinander gewährte dem kleinen August großes Vergnügen, denn es kam ihm — wie er äußerte — vor, als ob immerfort Jahrmarkt sei, den er, nach Art der Kinder, besonders in sein Herz geschlossen hatte.

Die Würfel waren endlich gefallen und der Krieg gegen Frankreich erklärt. Immer näher rückte der Tag, an welchem das schlesische Heer Breslau und seine Umgebung verlassen sollte.

Der Rittmeister von Werder, welcher inzwischen zum Major avancirt war, verbrachte die wenige freie Zeit, über die er noch verfügen konnte, im Kreise der Seinen. Ging er ja doch einem ernsten, blutigen Kampfe entgegen, welcher voraussichtlich gar viele Opfer kostete. Wer weiß, ob er nicht auch bestimmt war, den Tod für's Vaterland zu sterben! Darum gab er sich noch einmal mit ganzer Seele dem stillen Glücke hin, das er in seiner Familie gefunden.

Der Morgen des 15. März war angebrochen.

Hell, wie im Herzen des preußischen Volkes die aufgegangene Freiheitssonne, leuchtete jene am Horizonte, und durch die ganze Natur ging das beseligende Wehen des großen Völkerfrühlings. Die Starre des Winters, die Ketten der Gefangenschaft waren durchbrochen, ein neues Leben regte sich an allen Orten, und die Menschheit sog den balsamischen Odem des Frühlings und der Freiheit ein.

Vater Werder hatte seinen Jüngstgeborenen an der Hand gefaßt und durchschlenderte mit ihm noch einmal die Straßen; denn morgen rückten die Regimenter aus.

Als Vater und Sohn sich dem königlichen Palais nahten, fanden sie dasselbe von einer zahlreichen Menschenmasse umlagert, welche ein um das andere Mal in enthusiastische Hochs ausbrach. Auf näheres Befragen erfuhr der Major, daß kurz zuvor der hohe Verbündete Preußens, der Kaiser von Rußland, eingetroffen sei.

Friedrich Wilhelm III. zeigte sich denn auch sehr bald mit dem Czaaren auf dem Balkon und umarmte angesichts der zahlreichen Versammlung seinen hohen Bundesgenossen. Ein weithin schallendes Hurrah durchdrang die Luft und erneute sich immer wieder, bis beide Fürsten endlich von dem Balkon wieder zurücktraten.

Vater Werder stand eben im Begriff, mit seinem Sohne den Heimweg anzutreten, als durch die Volksmenge ein alter, hochgestellter Offizier sich drängte. Der Major war seiner kaum ansichtig geworden, als er sich sehr respectvoll in Positur stellte, um seinen militärischen Gruß anzubringen.

Inzwischen war der Fremde näher gekommen und reichte nun dem Major treuherzig seine Hand dar. Er war von großer, schlanker Gestalt, die sich ein wenig nach vorwärts beugte; dagegen erhob sich sein von nur wenig grauen Haaren bedecktes Haupt noch in voller Kraft und Schönheit.

Der kleine August, welcher den Fremden noch nie gesehen, blickte ihm mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht in's Gesicht,

dessen Züge ihm gewaltig imponirten. Und in der That ließen die prächtige Stirne, die starke gekrümmte Nase, die scharfen, heftig rollenden und doch im Grunde sanftblickenden, hellblauen Augen, sowie die dunkel gerötheten Wangen, der feine, aber von einem starken herabhängenden Schnurrbarte fast überschattete Mund und endlich das wohlgeformte, energisch hervortretende Kinn — einen bedeutenden Charakter sofort erkennen. Das ganze Aussehen des Fremden überhaupt trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden sowohl, wie eines vollstreckenden.

„Na, lieber Major," begann er nach den ersten Begrüßungen mit rauher, dumpfer und wegen mangelnder Zähne etwas lispelnder Stimme, „morgen Mittag gedenke ich auszurücken. Habe mich eben meine Instructionen beim König geholt." Plötzlich unterbrach er sich, denn er fühlte die Blicke zweier tiefblauer Augen auf sich gerichtet, die ihn unverwandt ansahen. Er legte seine Rechte auf den blonden Lockenkopf und fragte den Major: „Ist wohl Ihr Kleiner?"

„Zu dienen, Excellenz."

„Na, wat sagst Du denn dazu, daß der Vater nun in den Krieg zieht?"

August seufzte.

„Möchtest Du nicht mit?

„O ja, aber der Vater läßt es nicht zu."

Nachdem zwischen dem Fremden und dem Major verschiedenes auf den bevorstehenden Ausmarsch Bezughabende besprochen worden war, empfahl sich der Erstere, reichte zuvor aber noch August die Hand und fragte ihn, was er dereinst werden wolle.

„Ein General," lautete die bestimmte Antwort des Kleinen.

„Recht so," rief der hohe Offizier fröhlich, „ein Mann, ein Wort. Denk' d'ran, daß Du mir's versprochen hast; und wenn Du dann wirklich ein General geworden bist, was wirst Du da thun?"

„Die Franzosen schlagen."

Der Alte lachte über diese Antwort; er hob den Knaben in die Höhe und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

„Aus dem Knirps wird wat!" rief er noch dem Major zu, dann entfernte er sich raschen Schritts.

August blieb wie angewurzelt stehen und schaute ihm nach. Endlich holte er tief Athem und fragte den Vater mit leiser Stimme:

„Wer ist das gewesen?"

„Unsere Excellenz Blücher, mein Sohn."

August war während des ganzen Heimwegs äußerst schweigsam; erst als er nach Hause kam, sagte er zu seinem Freunde Friedrich:

„Du, ich habe den alten Blücher gesehen!" — — —

Endlich war der Tag des Abmarsches für das Blücher'sche Corps erschienen — ein thränenreicher Tag.

Ueberall sah man verweinte Gesichter und auch die Augen der Frau Majorin von Werder erschienen heute geröthet.

Es war etwa um die achte Morgenstunde, als Trommel- und Trompetenruf auf den Straßen ertönte, — das Signal für die ausziehenden Streiter, sich um ihre Fahnen zu sammeln. Jetzt durfte an kein Säumen mehr gedacht werden; der Major preßte noch einmal die Seinigen an sein stürmisch klopfendes Herz und empfahl sie Gott, während Frau Friederike segnend ihre Hände erhob und den geliebten Mann das letzte Mal umfing.

„O Vaterland, — mein Liebstes bringe ich Dir zum Opfer dar!"...

Wenige Minuten später verließen Vater Werder und Friedrich, welcher als Unteroffizier in sein Regiment wieder eingetreten war, das Haus und begaben sich auf den Sammelplatz.

Frau Friederike aber schmückte sich mit ihrem Hochzeitskleid, ließ desgleichen den Kindern die Festtagsgewänder anlegen, um sich später mit den Ihrigen in die Kirche zu begeben, wo sie den geliebten Vater noch einmal sehen sollten.

Bald ertönte denn auch ein tiefernstes Glockengeläute, das

die Krieger, bevor sie wider den Erbfeind auszogen, zum Tische des Herrn rief.

Schnell füllten sich die Gotteshäuser mit einer gläubigen Gemeinde in Waffen, von welcher Theodor Körner begeisternd gesungen:

„Wir treten hier in Gottes Haus
Mit frommem Muth zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen;
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht,
Dem Herrn allein die Ehre."

Der Geistliche hielt eine kurze Ansprache und ertheilte den ausziehenden Streitern den Segen; dann erbrauste die Orgel und die wettergebräunten Männer traten an den Tisch des Herrn heran.

In den Kirchenstühlen und auf den Bänken hatten die Familienangehörigen der Krieger Platz genommen; gar viele Thränen wurden dort geweint und so manches verzweiflungsvolle Aufschluchzen unterbrach den stillen, in den geheiligten Räumen herrschenden Frieden.

Frau Friederike mußte ebenfalls gegen eine unnennbare Wehmuth ankämpfen; als sie die Kinder aber weinen hörte und der kleine August sich mit seinem Lockenköpfchen an sie lehnte, da überkam sie eine wunderbare Kraft, — sie fühlte, daß sie fortan die Stütze ihrer Kinder sein müsse. Und gleichsam als eine tröstende Antwort aus Himmelshöhen, begann jetzt die Orgel zu spielen:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Er wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann."

Die kirchliche Feier war beendet und unter erneutem Geläute der Glocken begann der Ausmarsch der Truppen.

Frau Friederike hatte sich mit ihren Kindern so postirt, daß der Major sie im Vorüberziehen sehen mußte. Es blieb ihm im entscheidenden Momente kaum so viel Zeit übrig, den Seinen noch einen letzten Gruß darzubringen, die mit ihren Taschentüchern ihm entgegen winkten.

„Gott sei mit Euch!" scholl es herüber und hinüber, — „Leb' wohl!" rief noch einmal der kleine August auf der weinenden Mutter Arm dem Vater zu, — dann war er dem Gesichtskreis der Seinen entrückt.

Ob für immer? Wer konnte das wissen.

Der Frau Majorin drohte das Herz vor Wehmuth zu zerspringen; allein ein Blick auf ihre Kinder genügte, sie wieder zu beruhigen, und mit gerechtem Stolz fühlte sie sich als das Weib eines der Helden, die da auszogen mit Gott für König und Vaterland. Und leise sang es in ihrem Herzen:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt."

Fünftes Kapitel.

1813 — 1815.

Trennung und Wiedersehen. — Ein neuer Feldzug.

Die Eindrücke der großen Zeit, in welcher man lebte, waren zu mächtig, als daß sie nicht auch auf ein empfängliches Kinderherz, wie es August besaß, nachhaltig eingewirkt hätten. Der Haß gegen die Franzosen ward nur noch stärker bei ihm durch die Besorgniß und Angst, welche Mutter und Geschwister um das Leben des im Felde stehenden Vaters hegten.

Sehnsuchtsvoll warteten Alle auf einen Brief von ihm, und große, innige Freude herrschte in der Familie, als endlich in den ersten Tagen des April ein Schreiben des Majors anlangte, in welchem er den Seinen mittheilte, daß er mit seinem Regimente in Dresden angekommen sei. Einen zweiten Brief erhielt die Frau Majorin erst nach der Schlacht von Groß-Görschen. Der Rückzug des preußischen Heeres bis an Schlesiens Grenze rief daheim große Besorgniß hervor, und schaudernd gedachte man jener Tage, welche nach der Schlacht von Jena gefolgt waren.

Sollten sie abermals über das arme Preußen hereinbrechen, war der bittere Kelch der Leiden noch immer nicht geleert?

Am 4. Juni trat zwischen den verbündeten Mächten und

Napoleon der Waffenstillstand ein, und bald darauf theilte Vater Werder seiner Familie mit, daß er zum Oberstlieutenant und Kommandeur des dritten (Ostpreußischen) Kürassierregiments ernannt worden sei. Gleichzeitig sprach er den Seinen Trost zu, muthig auszuharren und Gott zu vertrauen; Excellenz Blücher werde mit den Franzosen schon fertig werden.

Es ist hier nicht der Ort, die verbündeten Truppen auf ihrem weiten Siegeszug, von der Katzbach an bis zu ihrem Einrücken in Paris, zu verfolgen, und ebensowenig auf die zwischen Hoffen und Bangen sich bewegende Stimmung der in der deutschen Heimat Zurückgebliebenen einzugehen. Nur das sei gesagt, daß Alles frohen Herzens den im Frühjahr mit Frankreich abgeschlossenen Frieden begrüßte und jubelnd den heimkehrenden, siegreichen Kriegern entgegenzog.

Auch in Werder's Hause herrschte herzinnige Freude, als der geliebte Vater, dessen Brust das Eiserne Kreuz erster Klasse schmückte, die Seinen wieder an sich drückte. Vergessen waren die sorgen- und kummervollen Stunden, welche man durchlebt, und man gab sich mit ganzem Herzen der heitern Gegenwart hin.

Friedrich, der Freund und Vertraute unseres August, war gleichfalls glücklich aus dem Feldzuge heimgekehrt und hatte seine frühere Stellung im Werder'schen Hause wieder eingenommen, zur großen Freude August's, dem er, so oft es nur seine Zeit zuließ, von den siegreichen Kämpfen gegen die Franzosen, sowie vom Marschall Vorwärts erzählen mußte.

Die Augen und Wangen des Knaben glühten dann, die kleine Brust hob und senkte sich in sichtlicher Erregung, man sah es ihm an, daß er im Geiste all' die Kämpfe, von denen die Rede war, mit durchlebte. Und wenn dann gar der erzählende Friedrich die Flucht der Franzosen an der Katzbach schilderte, wie sie davongelaufen seien, als wäre der Teufel hinter ihnen drein gewesen, da leuchteten August's Augen und er ballte die Fäuste.

Das häusliche Glück der Werder'schen Familie erhielt nur zu

bald einen harten Stoß. Kaum war seit des Vaters Rückkehr aus Frankreich ein Jahr verflossen, als unerwartet folgende inhaltsschwere Nachricht sich verbreitete:

„Napoleon Bonaparte, dem Europa eine Freistätte auf der Insel Elba gewährt, ist am 26. Februar mit einer nur 1100 Mann starken, aber verwegenen Schaar von seiner Insel zu Schiffe gegangen und am 1. März bei Cannes an der französischen Küste gelandet. In seinen Proklamationen nennt er sich wieder einen Kaiser der Franzosen, der da komme, seinen Thron von Neuem zu besteigen."

Ein Krieg mit dem Rebellen war unvermeidlich, das sagte sich jeder Patriot, und so schweren Herzens sich auch der Krieger von seiner Familie losriß und dem süßen Frieden entsagte: es mußte sein, wollte man ganze Arbeit machen.

So schied denn auch Vater Werder, welcher inzwischen zum Oberst avancirt war, wiederum von den Seinen, und zum zweiten Male sah sich Frau Friederike mit ihren Kindern allein, deren Kreis sich um ein kleines Töchterchen, Charlotte, vermehrt hatte. Es war für die treuliebende Gattin recht gut, daß das Jüngstgeborene ihr Mancherlei zu schaffen machte, denn es zerstreute sie gleichzeitig und gab ihren trüben Gedanken eine andere Richtung.

Der fröhliche Lärm, den bisher unser Freund August im elterlichen Hause vollführt, verstummte nach und nach gänzlich. Dies hatte seinen guten Grund; August beschäftigte sich nämlich neuerdings mit der äußerst schwierigen Kunst des Lesens, Rechnens und Schreibens.

Endlich war die Zeit gekommen, wo das stolze Paris zum zweiten Male die siegreichen Heere der Verbündeten innerhalb seiner Mauern sah und der Stern napoleonischer Größe und Herrlichkeit vollständig erlosch. Mit stolzer Freude sah das dankbare Vaterland auf seine Söhne, vor Allem aber auf den Heldengreis Blücher, dessen genialer Führung nächst Gott der errungene große Sieg zu verdanken war.

Preußen hatte nun Frieden auf lange Zeit und konnte

wieder aufleben und sich erholen von den bitteren Leiden. Gleichzeitig hatte es aber auch aus der überwundenen schweren Zeitperiode die große Lehre gezogen, daß ein Volk nicht aufhören dürfe zu lernen, und daß es vor allen Dingen gefährlich sei, auf ehemals errungenen Lorbeern einzuschlafen.

Die preußische Heeresorganisation machte mächtige Fortschritte und rastlos strebte sie ihrem idealen Ziele entgegen, gleichsam als ahne sie, daß man noch einmal in diesem Jahrhundert dem Franzmann werde die Stirn zu bieten haben.

Sechstes Kapitel.

Errettung aus großer Gefahr.

Die Familie Werder verläßt Breslau. — Unser junger Freund wird ein eifriger Besucher des Exercirplatzes, bis ein Vorfall diesen Visiten für einige Zeit ein Ziel setzt. — Der goldenen Kinderzeit Ende.

Nach wiederhergestelltem Frieden wurde Werder als Generalmajor und Brigadekommandeur nach Glogau versetzt. Glogau ist nun zwar eine ganz nette Stadt, allein mit der alten schlesischen Hauptstadt hält es keinen Vergleich aus.

Der Soldat muß auf Vieles verzichten und so Manches entbehren, und so muß er sich denn auch unangenehme Garnisonswechsel gefallen lassen.

Frau Friederike allerdings trennte sich ungern von dem gemüthlichen Breslau, dennoch fand auch sie sich alsbald in das Unvermeidliche; war ihr Gatte ja doch bedeutend avancirt und nahm er infolge dessen auch einen höchst ehrenvollen militärischen Rang ein. Die beiden Ehegatten überzeugten sich in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, daß man auch in einer kleineren Stadt recht zufrieden und glücklich leben könne.

Der achtjährige August saß indessen fleißig hinter seinen

Büchern und Heften, und hatte es im Schreiben und Rechnen bereits recht weit vorwärts gebracht. Daß er trotz dieser Beschäftigungen kein Stubenhocker wurde, dafür sorgte Vater Werder, welcher den Knaben in die Lehre nahm und ihn zunächst das Reiten lehrte.

Es genügten nur wenige Wochen, da saß bereits unser August gleich einem strammen Kavalleristen hoch zu Roß und zeigte keinerlei Furcht, wenn auch der Schimmel einige Seitensprünge machte. Der Knabe hatte eben in seinem Vater einen vortrefflichen Lehrmeister gefunden.

Es war jetzt eine fest beschlossene Sache, daß August sich dem Militärstande widmen sollte, und er selbst fühlte sich bei dem Gedanken begeistert. Wollte er ja doch einmal General werden, nun, da mußte er doch nothwendig erst unter die Soldaten gehen.

Als August in's zehnte Lebensjahr getreten war, ward er vom Vater zu den Uebungen der Truppen mitgenommen. Die Freude des Knaben darüber war groß; er jubelte laut auf, klatschte in die Hände und drohte den Vater mit Küssen schier zu ersticken.

Auf dem Exercirplatz war er dann ganz Auge und Ohr; auch nicht die kleinste, unbedeutendste Bewegung der in ihren Uebungen begriffenen Truppen entging ihm, und der Vater hatte dem Wißbegierigen, der von allen gegebenen Befehlen auch den Grund wissen wollte, viel zu erklären.

Ein ernster Vorfall ließ ihn indessen auf eine Zeitlang vom Exercirplatze wieder verschwinden.

Es war an einem prachtvollen Sommermorgen, als Generalmajor von Werder August einlud, ihn nach dem Exercirplatze zu begleiten.

„Du wirst Dich heute doppelt freuen," meinte er — „denn das 1. Ulanenregiment rückt zu Uebungen aus."

August, welcher bereits vor seinen Büchern saß und eine uninteressante Bruchrechnung zu bewältigen hatte, sprang hoch erfreut empor, klappte die Bücher zu und machte sich fertig.

„Wo soll's denn hin?" fragte Frau Friederike, welche eben in's Zimmer trat.

„Auf den Exercirplatz," antwortete August, „die Ulanen rücken aus."

„Ach," meinte die Mutter, „bleibe heute lieber zu Hause."

„Warum denn?" versetzte Vater Werder, „August freut sich sehr darüber, daß ich ihn mitnehmen will."

„Du weißt," wandte sich jetzt Frau Friederike an ihren Gatten, „daß ich auf Ahnungen und dergleichen nicht viel gebe; dennoch peinigt mich heute eine ängstliche Unruhe, die ich nicht bemeistern kann. Es ist mir, als ob uns ein Unglück bevorstände, — darum bitte ich Dich, laß August heute zu Hause."

„Aber Mutter," begann August, „wie kann mir, der ich an den Uebungen gar nicht theilnehme, denn etwas geschehen?"

„Ja, das möchte ich auch wissen," fügte das Familienoberhaupt hinzu.

„Nun meinetwegen," sagte seufzend Frau Friederike, „so begleite denn den Vater und kehrt mir Beide hübsch gesund zurück.

Bald darauf ritten Vater und Sohn vom Hause fort.

Auf dem Exercirplatze herrschte bereits ein reges Treiben. Die kleinen Fahnen der Ulanen flatterten keck und lustig im Winde und machten in dieser Bewegung den Eindruck, als ob sie große Lust verspürten, sich mit den Pferden ihrer Herren in einen Wettlauf einzulassen.

Werder hatte sich mit August am Rande des Platzes, seitwärts der manöverirenden Truppe aufgestellt, so daß er sich außer ihrem Bereich befand.

„Hier sind wir sicher vor jedem Unfall," äußerte er zu August, „und ich hoffe, die Mutter wird unsere Vorsicht beloben."

„Ich fürchte mich nicht," entgegnete der muthige Knabe, „und wenn ich auch dem ganzen Regimente gegenüber stünde."

Vater und Sohn mochten etwa eine halbe Stunde von ihrem Standpunkte aus den Uebungen zugeschaut haben, als der

Generalmajor den Knaben auf eine kurze Zeit verließ, um die Mannschaften zu inspiziren.

Er befand sich noch keine dreihundert Schritt weit, da ward eines der Ulanenpferde scheu und ging mit seinem Reiter durch. Zu seinem Schrecken gewahrte Vater Werder, wie das wüthende Thier sich mit Blitzesschnelle jenem Punkte näherte, wo August auf seinem hohen Schimmel hielt.

Der Generalajor rief sofort dem Sohne zu, seitwärts auszuweichen, allein die Warnung kam zu spät.

Dennoch würde die Gefahr für August weniger groß gewesen sein, hätte der Ulan seiner Lanze, die er in wagerechter, dem Exercitium entsprechender Richtung trug, eine andere Lage gegeben.

So aber hatte er, vergeblich bemüht, sein Roß zu zügeln, der Lanze nicht Acht.

Verzweifelnd schrie Vater Werder auf, — August war unrettbar verloren, — da endlich ward der Ulan des Knaben ansichtig, hatte aber nur noch so viel Zeit übrig, um die Lanze ein wenig zu heben und ihre für den unfreiwilligen Gegner lebensgefährliche Lage zu ändern.

Trotz alledem vermochte er es nicht mehr, unsern jungen Freund gänzlich zu verschonen. Denn die Lanzenspitze faßte den oberen Rand der kleinen Mütze August's, ohne jedoch glücklicherweise den Kopf zu verletzen, — und gleich darauf galoppirte der Ulan mit dieser Trophäe auf seiner Stange wie im Triumph von dannen, — wohin? — das wußte der Aermste vorerst selbst noch nicht.

Als Vater Werder seinen Liebling unbeschädigt auf seinem Schimmel sitzen sah, vermochte er die Thränen freudiger Rührung kaum zurückzuhalten; er gab seinem Roß die Sporen, jagte auf August zu und schloß ihn in seine Arme.

Um Vater und Sohn hatte sich ein Kreis von Offizieren und Unteroffizieren gebildet und Alle blickten Beide, namentlich aber den kleinen August, mit einer gewissen Ehrfurcht wie einen von Gott wunderbar Erretteten an. Das ganze Regiment nahm



Die Lebensgefahr auf dem Exercierplatze in Glogau.

an dem Vorfall, dessen Ausgang ein so glücklicher gewesen war, lebhaften Antheil, waren die Mannschaften ja doch alle Augenzeugen gewesen und erfreute sich ja doch Generalmajor von Werder einer großen Beliebtheit und der muntere August nicht minder.

Nach einer Viertelstunde kehrte der Ulan von seinem unfreiwilligen Spazierritt wieder zurück, in der Rechten die Zügel des Pferdes und in der Linken August's durchbohrte Mütze haltend.

Aengstlich näherte er sich der Gruppe, denn er mochte wohl verschiedene Donnerwetter seiner Vorgesetzten fürchten, allein es fiel kein böses Wort.

Er stand eben im Begriff, die entführte Mütze an August wieder zurückzugeben, als ein graubärtiger, mit dem Eisernen Kreuz geschmückter Wachtmeister auf ihn zutrat, ihm die Mütze aus der Hand nahm und hierauf die Frage an Vater Werder richtete, ob dieser ihm gestatten wolle, daß er dem „jungen Herrn" die Kopfbedeckung wieder aufsetze.

Natürlich gab der Generalmajor hierzu seine Einwilligung, und der graubärtige Wachtmeister setzte, unter feierlicher Begrüßung, dem Knaben die Mütze auf. Dies geschah indessen mit einer Art von Respekt, nicht blos vor dem schützenden Engel des Blondkopfes, sondern auch vor dem Volksglauben, daß Kinder, die in wunderbarer Weise aus Lebensgefahr gerettet worden sind, zu großen Dingen im Leben vorbehalten sein sollen. — —

Als Frau Friederike von der Gefahr, in welcher August geschwebt, Kenntniß erhielt, kam sie einer Ohnmacht nahe und vermochte sich selbst nach mehreren Tagen von dem Schrecken nicht recht zu erholen. Vater Werder sowohl als August mußten ihr fest versprechen, fortan nicht mehr gegen ihren Willen zu handeln.

„Muß August Dich auch erst fragen, wenn er einmal in den Krieg ziehen soll?" fragte der Gatte lächelnd.

„Das ist ganz etwas Anderes," gab die besorgte Mutter zur Antwort, „dem Wohle des Vaterlandes bringt man jedes Opfer

dar. Ich will nur nicht, daß mein Sohn elend um's Leben kommt. Dreimal befand er sich schon in Lebensgefahr, und zu dreien Malen hat Gottes Güte ihn gerettet. Jetzt ist es an uns, über das Wohl unseres Lieblings zu wachen und ihn nicht blindlings Gefahren auszusetzen."

Vater Werder entgegnete nichts, sondern nickte nur stumm mit dem Kopfe.

August blieb nun vorerst den Uebungen der Truppen fern und widmete sich ausschließlich seinen Büchern. In den Freistunden ritt er allerdings mit dem Vater spazieren, allein in gemächlichem Trab. Das Galoppiren war bis auf Weiteres ebenfalls abgeschafft. —

Rasch gingen die Jahre dahin und der blondlockige Knabe reifte zum Jüngling. Der Segen Gottes ruhte sichtlich auf ihm, denn er gedieh an Körper und Seele. So nahte endlich der feierliche Tag der Confirmation. In festlich gehobener Stimmung trat August an den Altar des Herrn heran, und aus tiefstem Herzen leistete er dort das Gelübde, sich stets der Gnade würdig zu zeigen, in den Bund der Christenheit aufgenommen zu sein.

Er hat das Gelübde gehalten bis auf den heutigen Tag, als ein echt deutscher Mann, der Gott vor Augen und im Herzen hat, und der seiner Gebote nicht vergißt im Gewirr des irdischen Treibens.

Als August an jenem festlichen Tage mit den Eltern aus der Kirche nach Hause kam, legte der Vater segnend die Hand auf sein Lockenhaupt und sagte:

„Du hast nun die Kinderschuhe ausgezogen; verschwunden sind für Dich die sonnigen, goldenen Tage, und der Ernst des Lebens tritt jetzt auch an Dich heran. Ich empfehle Dich dem Schutze des Allmächtigen, möge er Dich ausrüsten mit Kraft, den Stürmen des Lebens Trotz zu bieten, — möge jede Lage des Lebens Dich aber auch als echten deutschen Mann finden. Liebe die Deinen von ganzem Herzen, Dein Vaterland aber noch mehr, und Gott über Alles!"

Der Sohn vermochte nichts zu erwiedern; sein Herz war zu voll. Er neigte sich und küßte des treuen Vaters Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir stehen am Ende der ersten Abtheilung unseres Buchs.

Eine gewaltige Zeit ist es gewesen, in welche die Kindheit unseres Helden fiel, und mächtig und nachhaltig war die Wirkung auf dessen Geist und Herz. Die Erinnerung an jene großen und hehren Tage blieb die treue Begleiterin auf seinem Lebenswege, und sie ward nur noch verklärt durch die hingebende, aufopfernde Liebe zum Vaterlande, die in dem Herzen des deutschen Helden fortglühen wird bis an sein seliges Ende.

II. Abtheilung.

Lehr- und Wanderjahre.

„Sag' mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort, —
Dem Herzen giebt es nichts, dem lechzenden,
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft."

(Schiller's Piccolomini, 1. Act. IV. Scene.)

Siebentes Kapitel.

„Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr."

In der Divisionsschule. — Kavallerie und Infanterie. — Ein frischgebackener Seconde-Lieutenant. — Aus der Potsdamer Garnisonzeit. Ein unheimlicher Gast. — Kriegsschule und topographisches Bureau. — An einem Sterbebette.

Mit dem Eintritt in die Schule beginnen für den Menschen auch die Sorgen, welche ihn umschwirren — mag sein Schicksal ein auch noch so glückliches sein — bis an das Ende seines Lebens. Das ist eine uralte Erfahrung, welche bestehen wird, so lange noch Menschen auf dieser Erde pilgern. Ein Jeder von uns hat seine Sorgen, und wenn ihn ja die Vorsehung davor bewahrt, so macht er sich welche auf eigene Rechnung, denn ohne den bittern Beigeschmack der Sorge kann der närrische Erdenpilger nun einmal nicht bestehen.

Für unsern Freund August hatten die Sorgen ebenfalls begonnen, denn er war Zögling der zu damaliger Zeit in Glogau bestehenden Divisionsschule geworden. Daselbst bereitete er sich für den Militärstand vor und wußte sich sehr bald infolge seines Fleißes und guten Betragens das Wohlwollen der Lehrer zu erwerben. Namentlich war er der Liebling des Divisionspredigers Walther und des Lieutenants Wendt, unter dessen Anleitung August eine besondere Correctheit im Planzeichnen erlangte.

Der blondlockige Knabe reifte unter dem sichtlichen Segen Gottes rasch zum Jüngling heran, dem es die besorgte Mutter schon eher erlaubte, sich kühn zu Rosse zu zeigen. Unter körperlichen Uebungen aller Art, welche mit den Studien auf der Divisionsschule eng verbunden waren, vergingen rasch mehrere Jahre, und der Zeitpunkt war nur zu bald erschienen, der August dem elterlichen Hause entführen sollte. Eines Tages fielen unter den tödtlichen Schnitten der Scheere die blonden Locken unseres Freundes, da diese den militärischen Vorschriften entgegen waren, und alsbald stand August in reglementsmäßiger Toilette da, kurzhaarig, die Büschel streng vom Ohr nach den Schläfen vorgekämmt. Und wiederum erschien ein Tag, da sagte er Eltern und Geschwistern Lebewohl, setzte sich in den gelben Postwagen und fuhr nach der preußischen Hauptstadt, um sich dort dem militärischen Beruf zu widmen, für den er vom Geschick bestimmt war.

Frau Friederike fiel die Trennung von ihrem Lieblinge freilich außerordentlich schwer, allein gegen die Verhältnisse ließ sich nicht ankämpfen, — in diesem Punkte, wo es sich um August's Zukunft handelte, mußte das Mutterherz schweigen.

Durch Thränen lächelte die treue Mutter, als nach einiger Zeit von August die freudige Botschaft anlangte, daß er sein Fähnrichs-Examen glänzend bestanden habe und nun in ein Kavallerieregiment eintreten werde.

„Er ist nur einmal auf's Reiten versessen," meinte lächelnd die Mutter, „und er will durchaus ein Reitergeneral werden, — so möge er denn seinen Willen haben, wennschon ich's freilich nicht gern sehe. Solch' einem unvernünftigen Pferd ist einmal nicht zu trauen."

Durch besondere königliche Gnade war August in das Garde-du-Corps-Regiment aufgenommen worden, in welchem bereits sein ältester Bruder Hans seit mehreren Jahren als Lieutenant diente, und das nicht nur als die schönste Reitertruppe des ganzen Heeres anerkannt war, sondern auch als Pflanz- und Bildungsschule für Kavallerie-Offiziere im allgemeinen Ansehen stand.

Noch war kein Jahr vergangen, da schüttelte Vater Werder, welcher eben von einer Reise nach Berlin wieder zurückgekehrt war, mißmuthig den Kopf und äußerte gegen sein Hausmütterchen:

„Der August ist zwar ein tüchtiger Soldat, gewissenhaft und pünktlich im Dienst —"

„Aber —" fiel Frau Friederike voller Erwartung ein.

„Geschätzt von seinen Vorgesetzten, geliebt von seinen Kameraden —"

„Aber —"

„Nun ja," schloß Vater Werder ärgerlich, „aber sein Wuchs entwickelt sich nicht nach den Voraussetzungen der schweren Reiterei, und —"

„Und?" wiederholte Frau Friederike, da der Ehegemahl in seiner Rede inne hielt.

„Und so ist denn ein längeres Verbleiben August's bei der Kavallerie nicht gut möglich."

„Gott sei Dank," rief die Mutter und athmete erleichtert auf, „er soll ein tüchtiger Infanterist werden, dann kann er's ebenfalls bis zum General bringen."

„Na ja," brummte Vater Werder, „Dein Wunsch wird wohl auch in Erfüllung gehen."

Und in der That ward August auf den Wunsch seines Vaters alsbald in das erste Garderegiment zu Fuß versetzt, in dessen Füsilierbataillon er im Monat März 1826 als Seconde-Lieutenant eintrat.

Es war eine für seine Zukunft, sowie für alle seine geheimen Pläne und Hoffnungen wichtige Stunde, als er in Potsdam, der Garnisonstadt seines Regiments, anlangte. Gar Manches hatte er hier noch zu erlernen, vor Allem aber den praktischen Dienst der Infanterie. Unser junger Freund schreckte indessen vor Mühe und Arbeit nicht zurück, sondern lag vielmehr mit großem Eifer seinen Studien ob, so daß er gar bald ein willkommenes Mitglied der trefflichen Schule ward, durch die sich das erste Garderegiment

zu Fuß, als ein mustergültiges Vorbild der ganzen Armee, von jeher ausgezeichnet hat.

In Potsdam legte August denn auch den festen Grund zu seiner taktischen Ausbildung, die ihm einige vierzig Jahre später den verdienten Ruf eines genialen Truppenführers eintrug und seinen Unternehmungen die großen Erfolge sicherte, welche die gerechte Bewunderung des dankbaren Vaterlands erregten.

Das stille, an einer ewigen Einförmigkeit leidende Potsdam ist in der That ganz dazu gemacht, junge strebsame Offiziere rasch vorwärts zu bringen. Es erscheint als ein großes militärisches Kloster, dessen Ruhe und Stille durch Nichts unterbrochen wird, in dessen öden Hallen und Räumen dem Menschen keine andere Zerstreuung übrig bleibt, als die Arbeit. Ein Jeder ist dort gewissermaßen zu einer ernsten Thätigkeit gezwungen, will er nicht vor Langeweile umkommen; daher kommt es denn auch, daß aus Potsdam die bedeutendsten Generale des preußischen Heeres hervorgegangen sind.

Der ganze Charakter der Stadt bedingt gleichzeitig auch ein engeres Sichaneinanderschließen, und somit konnte es nicht fehlen, daß auch der junge Werder so manchen Freundschaftsbund mit würdigen und braven Kameraden einging, die ihn um seiner Person willen liebten, um seines sittlichen Charakters willen hochachteten und ihm durch das ganze Leben anhingen und treu blieben.

Außerdem waren die gesellschaftlichen Verbindungen zu jener Zeit in Potsdam außerordentlich anregend und angenehm. Das Streben der Offiziere, auch der jüngeren, in Künsten und Wissenschaften sich auszubilden, trug nicht wenig zur Erhöhung des Umgangstones, sowie zur Vergeistigung des soldatischen Humors bei.

Daher kam es denn auch, daß dem Offiziercorps des ersten Garderegiments nicht blos eine achtungswerthe Stelle im militärischen Berufe, sondern auch der Besitz nachahmungswerther gesellschaftlicher Formen allgemein zugesprochen wurde.

Fünf Jahre verbrachte unser junger Offizier in diesen Ver-

hältnissen, ohne daß etwas besonders Wichtiges vorgekommen wäre. Ein Tag verging wie der andere; die gesammte Zeit war ausschließlich dem praktischen Dienst gewidmet, dessen Neuheit und Mannigfaltigkeit den angehenden Militär ganz in Anspruch nahm, sowie dem kameradschaftlichen Umgang.

„Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr“ — sagt Schiller. Nun, und unter den Garnisonen, auf welche dies klassische Wort sich awenden läßt, steht Potsdam oben an.

Endlich, im Sommer des Jahres 1831, kam eine kleine Abwechslung in diese Einförmigkeit. Ein unerwünschter Gast stand nämlich an Preußens Grenze, dem man den Eingang in das Innere des Landes zu wehren sich bemühte; dieser unangenehme Gast war aber niemand Anderes als die Cholera, die sich damals — genährt durch die Bewegungen des russischen Heeres während des Aufstandes der Polen — zum ersten Male in Deutschland zeigte.

Die Seuche näherte sich bereits der Oder, als das erste Garderegiment zur Bildung eines Sicherheitscordons in der Gegend von Frankfurt verwendet wurde. So traurig-ernst die Veranlassung auch war, so kam den Potsdamer Offizieren diese Veränderung doch erwünscht; man sah wenigstens einmal wieder andere Gegenden, andere Städte und andere Gesichter.

Die Abwesenheit des Regiments von Potsdam war indessen nicht von langer Dauer, denn als trotz aller exakt ausgeführten Vorsichtsmaßregeln die Cholera dennoch in Berlin ausbrach, ward die Sperre aufgehoben und die Regimenter kehrten in ihre Standquartiere wieder zurück.

Auf einen jungen Mann, wie Werder es war, in dessen Kopfe Tausende von Plänen sich kreuzten und in dessen patriotischem Herzen sich allmälig eine geheime Kampfbegeisterung Bahn brach, mußte eine derartige Monotonie mit der Zeit melancholisch wirken, und in der That zeigten sich an unserm jungen Helden Spuren von Hypochondrie. Er begnügte sich eben nicht mit den Dienstkenntnissen, welche er sich in Potsdam erworben, sondern er sehnte

sich nach kriegerischen Erfahrungen, welche für das Leben einen allgemeinen Werth hatten.

Sehnsüchtig forschte er in den Zeitungen, ob nicht irgendwo am politischen Horizont schwarze, drohende Wetterwolken aufzögen. Allein überall glänzte der Himmel in friedlichem Blau.

Keine Hoffnung, Alles blieb beim Alten.

Um nach der mehrjährigen Erfahrung des Garnisondienstes sich wenigstens wissenschaftlich noch weiter auszubilden, kam unser melancholischer Seconde-Lieutenant darum ein, nach Berlin zur allgemeinen Kriegsschule kommandirt zu werden.

Sein Wunsch fand ein williges Gehör, und so ging er denn im Jahre 1833 in die preußische Hauptstadt ab.

Schiller's Wort galt freilich auch hier; allein die große Stadt mit ihrer Lebhaftigkeit in Handel und Wandel brachte trotzdem einige Abwechslung in die Einförmigkeit des militärischen Dienstes.

Drei Jahre brachte unser Freund auf der Berliner Kriegsschule zu und war nach dieser Zeit bereits zum topographischen Bureau kommandirt, welcher Cursus sich zumeist an jenes Triennium der Kriegsschule anschloß, — als ein für den jungen Mann höchst schmerzliches Ereigniß eintrat.

Vater Werder, welcher bereits seit mehreren Jahren als Generallieutenant pensionirt worden war, lag schwer krank danieder und sein Zustand ließ keinerlei Hoffnung zu.

„Willst Du den treuen, lieben Vater noch einmal sehen, mein Herzens-August, so komme bald!" Diese verhängnißvollen Worte hatte Frau Friederike ihrem Sohne in der Eile geschrieben.

August verschaffte sich sofort Urlaub und eilte nach Glogau. Es war die höchste Zeit, daß er kam. Das Leben des Vaters dauerte, nach dem Ausspruch der Aerzte, nur noch wenige Stunden.

Mit einem seligen, schon halb verklärten Lächeln streckte Vater Werder seinem Lieblinge die welke Hand entgegen, die dereinst so tapfer das Schwert geführt für König und Vaterland.

Nur wenige Worte vermochte er noch zu sprechen. Er dankte Gott für die Gnade, gute Kinder zu haben und sie versorgt zu wissen, empfahl sie seinem Schutze und rief August zu, daß er dem Namen Werder Ehre machen solle. Dann ergriff er die Hand der treuen Gattin, preßte sie innig an sein Herz und hauchte mit den Worten: „Auf Wiedersehen, Riekchen!" seine Seele aus.

Ein heftiger Schmerz wüthete in der Brust des jungen Offiziers; er hätte laut aufschreien mögen und vermochte es nicht, er wollte weinen und fand doch keine Thränen.

Wohl sagte er sich, daß es der folgerichtige Gang der Natur sei, der den geliebten Vater hatte sterben lassen, und daß er nun eingegangen sei als ein treuer preußischer Soldat zu dem höchsten Kriegsherrn, — und dennoch vermochte er keinen Trost zu finden, bis es ihm endlich klar ward, daß er im Verein mit seinen Geschwistern jetzt die heilige Pflicht habe, die arme Mutter zu trösten und aufzurichten. Dieser Gedanke verlieh ihm Kraft und er handelte als ein guter Sohn.

Gern, nur zu gern wäre er bei der treuen, lieben Mutter geblieben, allein die Pflichttreue des Soldaten mahnte ihn zum Aufbruch. Und so kehrte er denn bald nach des Vaters Begräbniß wieder nach Berlin zurück.

Achtes Kapitel.

Die Oase in der Wüste.*)

Unseres Freundes bemächtigt sich eine gewisse Melancholie, deren er indessen glücklich entrinnt. — Seine Wünsche werden unverhofft erfüllt. — Ein militärisches Glaubensbekenntniß. — Reisevorbereitungen und Abfahrt.

Die Zeit rollt rasch dahin. Sechzehn Jahre sind bereits seit dem Diensteintritt unseres Helden in die preußische Armee verflossen und er hat während dieser Zeit Gelegenheit genug bekommen, sich von der langsamen „Gangart" der militärischen Laufbahn zu überzeugen. Trotz allen Fleißes und aller Energie war er nur bis zum Premier-Lieutenant avancirt, und auch dieses erst am 23. April 1842.

Zur Thätigkeit im Felde bot sich eben in jener Zeit kein vaterländischer Anlaß dar, und somit war es denn auch für Werder ein Ding der Unmöglichkeit, sich rühmlich hervorzuthun und auszuzeichnen. Schon überkam ihn jene melancholische Stimmung,

*) Die Stellen im vorliegenden und in den nächsten Kapiteln, welche die eigenen Worte des Generals wiedergeben, finden sich in dessen handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Kaukasus. Den Einblick in dieses interessante Manuscript gewährte dem Verfasser eine dem General nahestehende hohe Persönlichkeit, der er an dieser Stelle nochmals seinen verbindlichsten Dank ausspricht.

welche schließlich zur Unlust an dem erwählten Lebensberuf führt, als sich urplötzlich die Dinge änderten, und zwar zu seinen Gunsten.

Die Zeitungen meldeten nämlich, daß die im Kaukasus lebenden Bergvölker auf's Neue gegen die daselbst befindlichen russischen Niederlassungen feindlich vorgegangen waren, so daß die russische Regierung sich veranlaßt fand, einen energischen Feldzug zu eröffnen. Diese Nachricht war für den kampfdurstigen Werder ein wahres Labsal, zumal er in zweien seiner Kameraden Gesinnungsgenossen fand. Es waren dies der Lieutenant von Hiller vom ersten Garderegiment (im sechsundsechziger Feldzug als Generallieutenant in der Schlacht bei Königgrätz geblieben) und von Gersdorf vom Garde-Schützen-Bataillon (als Kommandirender der 22. Infanterie-Division an den Folgen der bei Sedan empfangenen Wunden gestorben).

Hiller namentlich hatte mit eiserner Consequenz den Plan, einen auswärtigen Krieg mitzumachen, nie aus dem Auge verloren, selbst nachdem derselbe bereits einmal gescheitert war. Der Lieutenant war es denn auch, welcher es auf sich nahm, den Prinzen Wilhelm in's Vertrauen zu ziehen, damit dieser ihm und seinen beiden Freunden die Erlaubniß erwirke, an der kriegerischen Expedition theilnehmen zu dürfen. Und siehe da, die sehnlichst erwartete Genehmigung ward dem Freundeskleeblatt bereits am 1. Mai durch eine königliche Ordre kund gegeben.

Die Freude Werder's war grenzenlos.

„Es war kein Traum!" lauten seine eigenen Worte, „immer von Neuem mußte ich mir dies wiederholen; es ging fort in den Krieg, einer bewegten Zukunft entgegen, nach einem, im Ganzen wenig bekannten und deshalb nur um so interessanteren Lande, dem Schauplatze eines Kampfes, über den zwar ebenfalls nur unvollkommene Kunde bis zu uns gedrungen, welcher indessen Erfahrungen und Abenteuer versprach, die, wie wir uns schmeichelten, erkauft werden sollten durch Strapazen und Entbehrungen aller Art."

Und in einer, seine damalige Stimmung, sowie das brennende

Verlangen nach Thaten kennzeichnenden Weise fährt er dann weiter fort:

„Wennschon eine derartige Aussicht für Jedermann etwas Lockendes haben muß, dessen Körper und Geist nur einige jugendliche Frische bewahrt hat, welche Wirkung mußte sie nicht auf den ausüben, der, wie ich, von frühester Jugend an zum Soldaten erzogen, sich vor 16 Jahren mit Begeisterung diesem Stande gewidmet hatte, der, obgleich er innerhalb dieser Zeit nach bester Ueberzeugung seine Kräfte für denselben auszubilden bemüht gewesen, nur zu sehr davon durchdrungen war, daß der Soldat doch die eigentliche Weihe nur durch den Krieg erhalten kann. Er allein ist sein wahres Element. Der Verstand mag immerhin die Richtigkeit gewisser abstrakter Wahrheiten anerkennen, das Herz des Soldaten bleibt dennoch kalt dabei, wenn es heißt: die Armeen seien eben vorzugsweise da zur Erhaltung des Friedens und ihr hoher Beruf dadurch vollständig erfüllt; unchristlich sei es, Krieg herbei zu wünschen — diese Geißel der Völker und Staaten — u. s. w. Zu widerlegen sind diese Sätze nicht, aber nichtsdestoweniger bleibt dem Friedenssoldaten, d. h. demjenigen, welcher in der Bestimmung als Militär seine ganze Lebensrichtung gefunden, ein ewig nagender Wurm zurück, der an seinem innersten Marke saugt: es ist die traurige Ueberzeugung, daß er so ziemlich einer Pflanze gleicht, die trotz ihres Alters nicht einmal zur Blüte, geschweige denn zur Frucht gebracht werden kann. Es ist nicht zu verwundern, wenn ihn dies Gefühl in eine unbehagliche Stimmung versetzt, die ihn wenig geeignet macht, den Kampf mit einer ihn beschleichenden körperlichen und geistigen Mattigkeit siegreich zu bestehen, in welchem er vielmehr Gefahr läuft, nach und nach die Reste jugendlicher Energie ganz einzubüßen.

„Die Hypochondrie, dieses schreckliche Uebel, ist nicht leicht in irgend einem Stande so tief eingewurzelt und weit verbreitet, als bei dem der Offiziere, namentlich aber unterliegen ihr die Schaar der Lieutenants, deren dienstliche Beschäftigungen meist nicht den enthusiastischen Eifer hervorrufen, der von ihnen unter anderen Umständen erwartet werden könnte, weil er wirklich in ihnen

liegt. Diese Beschäftigungen sind, mit wenigen Ausnahmen, der Art, daß sie den Ausführenden aller eigenen Verantwortung entheben und für ihn nirgends ein Resultat liefern, dessen er sich, als seines eigenen Werkes, freuen, über dessen Beendigung er eine gewisse Befriedigung empfinden könnte."

Wenngleich Werder seine zurückbleibenden Standes- und Leidensgenossen herzlich bedauerte, so freute er sich dennoch nicht minder seines glücklichen Sternes, der ihm ein besseres Loos beschied und zu verheißungsvollen Aussichten verhalf. Unser Freund war voll Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die Alles so glücklich gefügt.

Obschon die Vorbereitungen zur Reise mit wahrhaft eisernem Fleiße betrieben wurden, verzögerte sich die Abfahrt dennoch bis zum Schluß des Monats, weil einige nothwendige Bestimmungen rücksichtlich Werder's und seiner Freunde Aufenthalt bei der russischen Armee abgewartet werden mußten.

Endlich, am 30. Mai, war der langersehnte Tag der Abreise erschienen. Das kampflustige Kleeblatt hatte zuvor noch die Ehre, von seinem gnädigen Protektor, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, zur Tafel gezogen und mit den huldreichsten Worten entlassen zu werden.

Werder begab sich zunächst nach Schlesien, um seiner Familie Lebewohl zu sagen, und hierauf nach Posen, woselbst er mit seinen beiden Freunden zusammentraf. Am 6. Juni endlich überschritt das Kleeblatt die polnische Grenze.

„Ich hatte" — schreibt Werder — „eine gewisse wehmüthige Stimmung nicht völlig zu unterdrücken vermocht, und so seltsam es auch klingen mag, ich athmete eigentlich erst freier, als ich die Grenze meines theuren Vaterlandes erreichte, welches ich mit so Vielem, was mir lieb und werth war, vielleicht gar nicht und mindestens während mehrerer Jahre nicht wieder sehen sollte. Ich hatte gewissermaßen mit meinem früheren Leben abgeschlossen; mit der sich hinter mir schließenden russischen Barrière gab ich meinen Gedanken gewaltsam eine andere Richtung. Eine neue Luft schien mich anzuwehen, ich war auf dem Grund und Boden

angekommen, der dem Reiche zugezählt wird, dessen Dienste ich für die nächste Zeit meine Kräfte weihen sollte; meine Heimath mit allen freundlichen und schwermüthigen Erinnerungen lag hinter mir; freudig konnte ich meine Blicke und Gedanken der neuen Welt zuwenden, die sich mir im fernen Osten öffnete, und der ich zuzueilen im Begriff war."

Neuntes Kapitel.

Werder's Reise nach dem Kaukasus.

Allerlei Reisebeschwerden. — Russische und polnische Juden als Helfer in der Noth. — Ankunft und Aufenthalt in Kiew. — In den Steppen Südrußlands. — Werder als Kasseverwalter. — Getäuschte Hoffnungen. — Ein Bad im Asow'schen Meere. — Die Engel der Wüste sind verschwunden und infolge dessen erwachsen unseren Reisenden neue Mühsale. — Ein Schweizer Konditor als Retter in der Noth und ein preußischer Uhrmacher als gefälliger Cicerone. — Schlechte Postbeförderung und noch schlechtere Nachrichten. — Allgemeine Mißstimmung. — Ankunft in Stawropol, der kaukasischen Hauptstadt.

Der Wunsch, noch rechtzeitig, also vor Eröffnung des russischerseits beabsichtigten Feldzugs, im Hauptquartier der Kaukasusarmee einzutreffen, trieb die drei Reisegefährten zu größtmöglicher Eile an. Tag und Nacht wurde gefahren, „ohne Rast, ohne Ruh, immer zu, immer zu". Nur wenige Lichtpunkte erhellten diese in Wahrheit beschwerliche Reise, welche infolge des allzu vielen Gepäcks, das vorsichtshalber von dem Kleeblatt mitgeführt ward, geradezu lästig genannt werden konnte.

„Wenn ich" — ruft Werder in Erinnerung dieser mühevollen Tage aus — „noch einmal eine derartige Reise machen müßte, so würde

ich mich in Kleidung und Gepäck einem fahrenden Studenten zu nähern suchen: ein Rock und ein Gott, dabei aber einen tüchtigen Beutel mit Geld nicht vergessen."

Am 11. Juni hatten unsere Reisenden, nachdem sie zuvor in Warschau Rast gemacht, die polnische Grenze hinter sich.

„Bis Kiew und durch ganz Kleinrußland," erzählt Werder, „war die Reise verhältnißmäßig noch leicht; einmal spricht die Bevölkerung einen polnischen Dialekt, der unserm Diener, den wir mit uns führten, nicht ganz fremd war, dann aber wird man auf jeder Station von einer Schaar deutsch plappernder Juden umringt, die, so widerwärtige Erscheinungen sie auch in unserer Heimat sein mögen, hier immer als Helfer in der Noth begrüßt wurden. Ihr industrieller Sinn ist stets darauf bedacht, die Reisenden überall mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen zu versorgen. Versteht man gehörig zu handeln, so sind die Preise gar nicht übermäßig hoch. Da die Pächter der Posthaltereien fast überall Juden sind, so wurde uns auch durch diesen Umstand die Reise ungemein erleichtert. Am 14. Juni langten wir in Kiew an. Das tolle Fahren hatte glücklicherweise nur auf den Gesundheitszustand unserer zu Warschau gekauften Wagen eingewirkt. Daß wir selbst jeder üblen Folge entgangen waren, mußten wir fast einem Wunder zuschreiben. Ein unvorsichtigerweise ausgesprochenes Wort: teper paschol (jetzt fort!), welches die ersten echt russischen Gemschiki (Kutscher) in der Bedeutung von „nur rasch!" verstanden, hatte sie in einer Weise animirt, daß sie sich trotz der stockfinstern Nacht in eine Art Wettfahrt in gestrecktem Carrière einließen, welcher nur die Barrière der Stadt ein Ziel zu setzen vermochte. Einige zerbrochene Achsen und Räder nöthigten uns zu einem ein und einhalbtägigen Aufenthalt, der uns, da Kiew eine der ältesten und merkwürdigsten russischen Städte ist, um so weniger ungelegen war, als das Hôtel de Londres diejenigen Bequemlichkeiten bot, welche der nach sechstägiger ununterbrochener Reise etwas erschöpfte Körper doch einigermaßen zu bedürfen schien. Nur mit vieler Mühe trieben wir einen Stellmacher auf, der nach vielem Hin- und Herreden

endlich die große Güte hatte, für den Preis von 34 Rubel Silber (ca. 38 Thlr.) die Achs- und Räderbrüche innerhalb 36 Stunden heilen zu wollen. Jedoch mußte wohl frisches Holz zu dieser Operation genommen worden sein, denn bereits in Taganrog bedurften sie einer abermaligen Hauptreparatur."

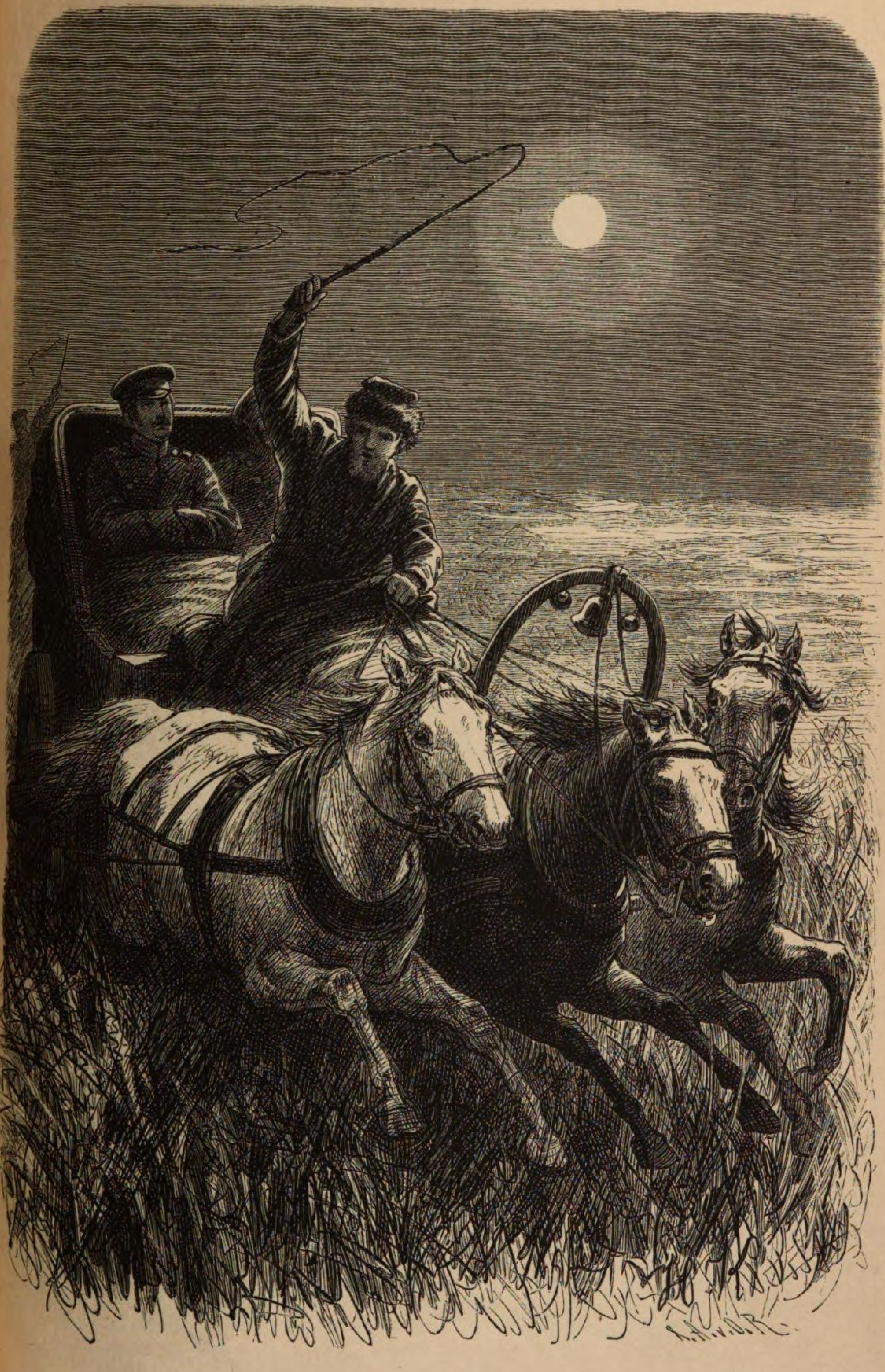
Am 16. Juni verließen endlich unsere Reisenden Kiew wieder und passirten den Dniepr auf einer 800—1000 Schritt langen Schiffbrücke. Bei Krementschuk setzten sie wiederum auf das rechte Ufer des genannten Stromes über und verließen gleichzeitig Kleinrußland.

Ein hochberühmtes und in gleichem Grade berüchtigtes Land that sich jetzt vor ihren Blicken auf, nämlich die weit ausgedehnten, unabsehbaren Steppen Südrußlands, von denen Werder folgende stimmungsvolle Schilderung entwirft:

„Ohne Anhaltspunkte irrt das Auge des Reisenden auf der weiten baum- und wasserarmen Fläche umher, und je weiter man nach Süden kommt, um so öder wird es, bis man endlich das Meeresufer erreicht, welches, von jeher zu Niederlassungen einladend, auch immer verhältnißmäßig bevölkert geblieben ist. Nur etwa alle 20—30 Werst (3—4 deutsche Meilen) entdeckt man ein Dorf, nirgends einen Baum; von größeren Flüssen ist nicht mehr die Rede, man ist erfreut, wenn man hin und wieder einen Punkt findet, an dem sich Regenwasser angesammelt hat, wenn dies auch sonst keinen sehr einladenden Anblick gewährt. Man ist aber geradezu entzückt, findet man einen kleinen Teich, der durch mühevolles Anstauen eines unbedeutenden Baches gewonnen ward. — Die Steppendörfer sind regelmäßig gebaut, haben breite Straßen, kleine niedrige Häuser aus Lehm, mit möglichst wenig Holz. Dieselben sind gewöhnlich reinlich gehalten. Der weiße Anstrich, die bundbemalten Fensterladen und die gelbgefärbten Lehmbänke vor den Thüren machen den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit und können wohl als ein Zeichen eines gewissen, wenn auch noch so rohen, Schönheitssinnes gelten, der nur dann erwachen kann, sobald die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse ohne aufreibende Anstrengungen gewonnen werden.

„Wenn die Steppe schon im Allgemeinen ein nur wenig erfreuliches, melancholisches Bild der Oede bietet, das auf die Länge sehr ermüden muß, so ist dies doch ganz besonders während des Hochsommers der Fall, wo die im Uebrigen üppigen Kräuter, welche sie hervorbringt, bereits verbrannt sind und die Fläche schon ihr gelbgraues Trauerkleid angelegt hat. Der Boden ist dann ausgedörrt und gespalten von der versengenden Hitze; er scheint in eben dem Maße danach zu lechzen, daß der Himmel endlich seine Schleusen öffnen möge, wie jedes lebende Wesen nach einem labenden Trunke. Nicht leicht giebt es etwas Trübseligeres, als die Fahrt durch die Steppe an einem hellen, heißen Sommertage. Die größte Stille herrscht rings umher, nur unterbrochen durch das helle, eintönige Geläut der Glocken oder Schellen, die sich am eigenen Fuhrwerke befinden, und durch die lauten und lebhaften Worte, mit denen der Gemschik seine Rosse zu geflügeltem Laufe anzutreiben weiß. Die Landschaft und Alles, was in ihr lebt, erscheint in solchen Momenten als ein trauriges Bild des Lebensüberdrusses, selbst das scheue Wild, nämlich Hasen, Hühner, wilde Tauben, Perlhühner und hin und wieder auch wohl Fasanen, rührt sich kaum; es hat im hohen Grase glücklich einigen Schutz vor den fast senkrechten Sonnenstrahlen gefunden und kein Geräusch, keine Furcht vor Gefahr vermag es aus diesem Schlupfwinkel zu vertreiben. Nur selten begegnet man einem Reisenden. Der Fußgänger ist hier, wo an Pferden ein so großer Ueberfluß ist, überhaupt keine gewöhnliche Erscheinung, aber um diese Zeit ruht er gewiß, und ebenso der Reiter. Was dagegen zu Wagen ist, jagt mit beispielloser Hast an einander vorüber, und in der That lernt man erst in den Steppen kennen, was Fahren heißt.

„Im Gegensatz zu dieser vorstehenden Beschreibung ist eine Fahrt durch die Steppe in mondheller, kühler Sommernacht etwas ganz Herrliches. Dieser vollkommen klare, sternenhelle Himmel über der einfarbigen, duftenden Grasdecke, die sich, einem Meere ähnlich, in unabsehbare Fernen erstreckt, diese reine stille Luft, diese allgemeine feierliche Ruhe in der Natur, welche durch keines Sterblichen Laut gestört wird, in der nichts an das Irdische



Steppenreise.

erinnert, — alles dies vereinigt sich zu einem Bilde ewigen Friedens, wie es nur selten gefunden wird. Es ist ganz geeignet, die Seele zu wahrhafter Andacht zu stimmen. Auf Augenblicke gleichsam entfesselt und der Gegenwart entrückt, fühlt sie sich mit Allgewalt hingezogen zu Ihm, dem allgütigen Schöpfer Himmels und der Erden, strebt sie mit wehmüthiger Sehnsucht nach Vereinigung mit ihm, dem Urquell alles Lichts und aller Wahrheit; und kann auch solche Sehnsucht selbst in diesen seltenen, ich möchte sagen, heiligen Momenten nicht gestillt werden, so ist und bleibt ihr Gefühl doch Dank gegen Gott, daß er ihr die Fähigkeit gab, seine Größe, wenn auch nicht zu erkennen, so doch aus seinen Werken zu ahnen und sie zu preisen."

Welche Poesie und welch' tief religiöse Empfindung liegt in diesen schlichten Worten. Sie sind so recht geeignet, uns einen Einblick in die Gefühlswelt Werder's thun zu lassen, in dessen Brust auch jetzt noch das fein empfindende Herz von damals schlägt.

Siebenhundert Werst hatten unsere Reisenden innerhalb von drei Tagen zurückgelegt und auf der ganzen weiten Wegstrecke bis Taganrog nur einen einzigen größeren Ort, nämlich Bachmut, passirt. Da Werder die Verwaltung der gemeinschaftlichen Kasse übernommen, so war ihm vergönnt, die nähere Bekanntschaft dieses elenden Nestes zu machen, um für seine Assignationen (Geldanweisungen) einen Wechsler zu suchen, den er endlich in der Person eines schmutzigen Juden fand, der gebrochen deutsch sprach und eine große Fertigkeit in Prozentsatzrechnungen besaß.

Je mehr das Kleeblatt sich Taganrog näherte, je mehr trat die Oede und Einförmigkeit der Steppen zurück. Der Verkehr nahm rasch zu und die belebende Nähe des Meeres verläugnete ihren Einfluß nicht; zahlreiche Karawanen von vielen hundert Wagen führten aus verschiedenen Richtungen dem Hafenplatze Holz und Getreide zu.

Um Taganrog — den einstigen Lieblingsaufenthalt und die Schöpfung Kaiser Alexander's — zu sehen, hatten Werder und seine Freunde einen kleinen Umweg nicht gescheut. Es war ihnen

unterwegs viel von den Schönheiten dieser am Asow'schen Meere gelegenen Stadt erzählt worden und ihre Phantasie fügte der Beschreibung noch mancherlei rosige Farben hinzu. Allein — — Täuschungen sind des Sterblichen Loos. Der Ort, welchen der russische Kaiser zu einem Freihafen erheben wollte, und auf dessen Ausstattung er große Summen verwendete, — er war mit dem Tode seines Protektors elend in sich selbst zusammen gesunken, denn die kaiserliche Macht hatte nicht ausgereicht, dem künstlich geschaffenen Körper eine Seele einzuhauchen. Auf einem hoch gelegenen, windigen und unfruchtbaren Plateau erbaut, an einer flachen Bucht des Asow'schen Meeres, die nur unbedeutenden Seeschiffen eine Annäherung gestattet, ohne gesicherte und bequeme Kommunikationen mit dem Innern Rußlands (denn die Steppenwege sind zu gewissen Zeiten völlig ungangbar), entfernt von allen Stromstraßen, mußte Taganrog nach und nach seine illusorische Wichtigkeit verlieren.

„Es gleicht" — äußert Werder — „einer schönen Leiche, und man würde weit besser thun, sie endlich zu begraben, als unnütze Wiederbelebungsversuche anzustellen."

„Ich suchte," fährt er nach einer kurzen Einschaltung weiter fort, „Erfrischung in den Wellen und wurde auch in dieser Hoffnung getäuscht. Das Wasser war ohne alle Bewegung, und seine graugelbe, schmutzige Farbe hatte so wenig Einladendes, daß ich meine Absicht gewiß augenblicklich würde aufgegeben haben, wäre es mir nicht darum zu thun gewesen, mich auch einmal — aber dann nie wieder — im Asow'schen Meere gebadet zu haben."

„Die Juden," erzählt Werder weiter, „diese Engel in der Wüste, waren, je weiter wir uns von der Grenze Kleinrußlands entfernten, immer seltener geworden, und mit diesem Umstande auch das bisher noch bestandene Mittel der Verständigung. So lange es freilich blos darauf ankam, auf den Stationen Pferde zu bestellen und dergleichen Dinge mehr, konnten die wenigen von uns auswendig gelernten Phrasen allenfalls genügen; im Uebrigen erwuchsen infolge unserer sprachlichen Unkenntniß für uns Schwierigkeiten aller Art, ja wir geriethen sogar öfters in lächer-

liche Situationen, und ohne unser gutes Glück, das immer für die kritischen Momente auch den Retter bereit zu halten schien, wäre es uns zuweilen rein unmöglich gewesen, all' diesen Verlegenheiten zu entrinnen.

„In Taganrog z. B. tauchte für uns im Hôtel ein Retter in der Gestalt eines zufällig vorüber gehenden Schweizer Konditors auf, welcher, da er gebrochen französisch sprach, dem Kellner unser Anliegen wegen Wohnung, Abendbrod u. s. w. verdolmetschen konnte, während uns die Verständigung, trotz eifrigsten Bemühens, zu großer Belustigung einer sich nach und nach versammelnden Schaar von Zuschauern, schlechterdings nicht hatte gelingen wollen. Der Theilnahme dieses Menschenfreundes verdankten wir am andern Tage den Besuch eines Preußen, der, ehemals Uhrmacher, jetzt von dem Erwerbe seiner Frau, einer Putzmacherin, ein ganz behagliches und dabei völlig unbeschäftigtes Leben führte. Derselbe ließ es sich nicht nehmen, unser Cicerone und Dolmetscher zu sein, und dies — es glich einem Wunder — ohne alle und jede Nebenabsicht, aus reiner, ungeheuchelter landsmännischer Freude."

Am Abend des 24. Juni setzte das Kleeblatt seine Reise weiter fort. Die Nachtfahrt längs des Seestrandes war sehr erfrischend und wirkte auf Körper und Gemüth jedes Einzelnen in angenehmster Weise. Mit Sonnenaufgang erreichten unsere Reisenden Rostow und bald darauf das Gebiet der Don'schen Kosaken, welches, nächst seines Handels mit geräucherten Störlingen und vorzüglichem Kaviar, durch seine schlechte und miserable Postbeförderung weit und breit berühmt ist.

Unser Kleeblatt durchkostete alle diese Spezialitäten, von denen ihnen jene der schlechten Postbeförderung am wenigsten zusagte. Gleichzeitig traf auch die Nachricht ihr Ohr, daß die Feindseligkeiten mit den aufständischen kaukasischen Bergvölkern bereits begonnen und die Russen eine empfindliche Niederlage erlitten hatten.

Das war für unsere kriegslustigen Offiziere Wermuth; erstens einmal, weil alle angewendete Eile sich nun als unnütz erwies, und zweitens, weil ein Jeder sich im Stillen sagte, daß der Haupt-

schlag wahrscheinlich für längere Zeit geschehen sein möchte und ihnen zunächst wohl nur die Möglichkeit kleinerer Expeditionen verbleiben könnte.

„Wir waren völlig niedergeschlagen" — schreibt Werder — „und dies, wie ich freilich gestehen muß, weniger aus Mitgefühl für die russische Sache, die einen empfindlichen Stoß erlitten zu haben schien, als infolge von vielfach gemischten Empfindungen, welche zwar, wenn man will, alle ziemlich egoistischer Natur waren, die aber Jeder leicht begreifen und nachfühlen wird, der sich auf Augenblicke ganz in unsere Lage versetzen will. — Weder der gezwungene Aufenthalt in der völlig isolirt gelegenen, langweiligen Poststation, noch die Trostgründe eines russischen Stabsoffiziers, dessen Bekanntschaft wir hier machten und welcher ebenfalls dem Kriegsschauplatze zueilte, waren geeignet, einen erheiternden Einfluß auf uns auszuüben. Mit merklich verminderter Zuversicht und in ziemlich übler Laune, Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, setzten wir gegen Abend endlich die Reise weiter fort, welche uns am nächsten Mittag in die kaukasische Provinz, und am zweiten Tage, nämlich am 27. Juni, in die Hauptstadt derselben führte."

Die üble Laune unserer Reisenden ward in Stawropol womöglich noch übler, denn sie sahen ihre Geldbeutel durch den Wirth des einzigen in der Stadt vorhandenen Gasthauses auf eine unverschämte Weise geplündert. So mußten sie beispielsweise für ein im Hinterhause gelegenes Zimmer, dessen Thüre nur mit zwei Rampen versehen war, so daß also der Reisende die Vorlegeschlösser dazu selbst beschaffen mußte, täglich sechs Rubel zahlen Betten befanden sich keine in dem Zimmer, sondern nur elende Lagerstätten, auf welche nach vielem Hin- und Herreden endlich Matratzen gelegt wurden. Und um das Essen — auf das sich unsere Reisenden herzinnig gefreut hatten — war es gleichfalls schlecht bestellt.

„Indessen," sagte Werder, „wir sind am Ziele unserer Reise glücklich angelangt. Werfen wir alle Bequemlichkeiten über Bord und geben wir uns der süßen Hoffnung hin, sobald als möglich an einer kriegerischen Expedition theilnehmen zu dürfen."

Zehntes Kapitel.

Der Feldzug im Kaukasus.

Die Entstehung der Kämpfe zwischen den Russen und den kaukasischen Bergvölkern. — Der Häuptling Schamyl. — Der Feldzug im Frühling des Jahres 1842. — Die Schlacht in dem Walde von Itschkeri. — Veränderte Lage der Dinge.

Wer hätte nicht schon zu wiederholten Malen von den Kämpfen gehört, welche im Kaukasus zwischen den Russen und den dortigen Bergvölkern (Lesghier, Tscherkessen, Abchasen, Dagheſtaner, Tschetschenzen ꝛc.) seit einer langen Reihe von Jahren stattgefunden haben. Nur zu häufig sind diese kriegerischen Unternehmungen der Russen als Mittel der Unterjochung freier, unabhängiger Männer geschildert und verdammt worden. Wenn nun auch angenommen werden kann, daß diese halbwilden Bewohner der kaukasischen Berge und Schluchten von jeher revoltirten und sich jeder Botmäßigkeit zu entziehen suchten, so ist dies noch lange kein Grund der Rechtfertigung für ihr räuberisches Gebahren. Historisch ist, daß das osmanische Reich die Oberhoheit über sie zu haben behauptete und demgemäß in den Friedensschlüssen mit den Russen (1829 und 1834) die kaukasischen Landschaften an Rußland abtrat. Letzteres

durfte daher das gesammte Bergland als seine Provinz behandeln, würde indessen die Gebirgsvölker in ihren abgelegenen Wohnsitzen schwerlich beunruhigt haben, wenn diese Horden nicht durch stets sich wiederholende Ueberfälle einen unausgesetzten Raubkrieg gegen die in der Ebene nördlich vom Kaukasus angesiedelten russischen Unterthanen geführt hätten.

Diese Verhöhnung der russischen Oberhoheit und die Nothwendigkeit, dem mit jenen Ueberfällen verbundenen Menschenraub zu steuern, waren die Veranlassung der vielen, mit abwechselndem Glück unternommenen Feldzüge der Russen zur Unterwerfung der kaukasischen Bergvölker.

Die Kämpfe nahmen, besonders seit dem Jahre 1839, an Heftigkeit zu, indem der Häuptling Schamyl, ein Führer der Tschetschenzen, voll religiöser Beredsamkeit, die Gemüther noch mehr fanatisirte und sich zum Leiter der revoltirenden Bergvölker aufwarf. Zwanzig Jahre lang behauptete er sich in dieser Stellung, bis er endlich am 6. September 1859 in der Bergfestung Ghunib zwischen der Georgischen Militärstraße und dem Kaspischen Meere von den Russen gefangen genommen wurde.

Es ist dem kühnen Häuptling eine gewisse Genialität nicht abzusprechen; denn er war es, welcher die Gebirgsvölker zuerst dazu brachte, nach einem Plane zu handeln, auch wußte er sich durch Strenge, die oft zur Grausamkeit ausartete (so ließ er Bergbewohner, welche sich dazu hergegeben hatten, die Spione der Russen zu machen, lebendig begraben), Ansehen und Gehorsam zu verschaffen.

Unter größeren und kleineren Kämpfen war das Jahr 1842 angebrochen, und noch ehe der Frühling die blutgetränkten Felder wieder mit seinem blumigen Mantel überkleidet hatte, waren von den Russen abermals Rüstungen zu einer neuen Expedition getroffen worden. Der Plan, welchen die Russen dieses Mal verfolgen wollten, ging dahin, von Wladikawkas — dem Hauptquartier des Befehlshabers der russischen Linie — aus in die Tschetschnja, den nördlichen und gebirgigen Theil des Daghestan, einzurücken,

Dargo, die Residenz Schamyl's, mit Sturm zu nehmen und somit der Hydra mit einem Schlage den Kopf abzuhauen.

Dieses Mal hatten die noch kampfermatteten Bergvölker mehr als je Ursache, auf ihrer Hut zu sein und kräftig zusammen zu halten, denn Rußland stellte ein Heer in's Feld, so zahlreich, wie der Daghestan seit einem halben Jahrhundert keins gesehen hatte, und an der Spitze dieses Heeres stand mit unbeschränkter Vollmacht und Gewalt der Generaladjutant von Grabbe, der tüchtigste aller bisherigen Befehlshaber und der gefürchtetste Feind der Tscherkessen. Alle Stämme des Daghestan erfüllte diese Kunde mit Schrecken und Bestürzung. Nur Schamyl blieb unerschütterlich und traf mit eiserner Ruhe, sobald er durch seine Spione Nachricht über die Pläne der Feinde eingezogen hatte, die geeigneten Maßregeln zur Vertheidigung.

Bald standen sich die feindlichen Heeresmassen im Walde von Jtschkeri gegenüber. Der Ausgang der mörderischen Schlacht mußte über Schamyl's Schicksal entscheiden, und er wußte nur zu wohl, daß seine Macht gebrochen war, sobald die Russen Sieger blieben. Er machte auch seinen Truppen kein Geheimniß daraus und ließ alle Offiziere auf den Koran schwören, hier zu siegen oder zu sterben.

Die Schlacht in den Wäldern von Jtschkeri war eine der blutigsten, die je im Kaukasus geschlagen wurden. Schamyl erfocht einen glänzenden Sieg, wie dies denn auch bei dem für ihn und die Seinen so außerordentlich günstigen Terrain kaum anders zu erwarten war.

Ohne dem Feldherrntalent Grabbe's Abbruch thun zu wollen, muß dennoch gesagt werden, daß es von ihm nicht sehr klug gehandelt war, gerade in jenen Wäldern eine Schlacht anzunehmen, „wo" — wie Werder in seinen Notizen über kaukasische Verhältnisse und Zustände schreibt — „jeder der vom Winde entwurzelten oder vom Feinde absichtlich umgehauenen Riesenbäume für die eindringenden russischen Kolonnen ein schwer zu beseitigendes Hinderniß ward, während er für den Vertheidiger eine schützende Brustwehr abgab, die fast immer durch das Bajonnet

genommen werden mußte, — wo der Eingeborene sowohl hinter diesen Bäumen, wie in ihren Aesten vollkommene Deckung fand, um mit der größten Ruhe seinen Gegner auf's Korn nehmen zu können, — wo die starke Bevölkerung der Gegend dem Feinde zu Hilfe kam, so daß er gleichsam aus der Erde hervorzuwachsen und um so zahlreicher und unbesiegbarer erschien, als er weder übersehen, noch in den meisten Fällen überhaupt gesehen werden konnte."

Ein Theil des russischen Lagers, eine Menge Geschütze und Gefangene fielen den Siegern als Beute in die Hände, und nur durch einen schleunigen, vortrefflich berechneten Rückzug auf die befestigten Linien an den Flüssen Kuban und Terek sicherte General Grabbe sein Heer vor gänzlicher Vernichtung.

Die Residenz des Häuptlings der Bergvölker war gerettet und ein großes Siegesfest ward gefeiert, als Schamyl dort seinen feierlichen Einzug hielt.

Der russische Feldherr mußte es sich gefallen lassen, laut eines höheren Befehls von seinem Posten abberufen zu werden. An seine Stelle traten die Generäle Gurko und Neidhardt.

So standen die Dinge, als Werder mit seinen Freunden im Kaukasus anlangte. Wir wollen ihn nun auf seinen Wanderungen begleiten, um Zeugen seiner verschiedenen Abenteuer zu werden.

Elftes Kapitel.

Der kleine Krieg.

Von allerlei Terrainschwierigkeiten der Steppe. — Russische Kavallerie und Infanterie beim Uebersetzen der Ströme. — Balken und Kurgane. — Verschiedene Scharmützel. — Werder's Urtheil über den militärischen Charakter der Bergvölker. — Noch einmal Kurgane. — Kreuz- und Querzüge.

Dem blutigen Treffen im Walde von Itschkeri war eine große, unheimliche Pause der Ruhe gefolgt. Eigentliche Gefechte fanden während des ganzen Jahres nicht mehr statt, wohl aber allerlei räuberische Ueberfälle seitens der Bergvölker. Werder hielt sich zumeist in den verschiedenen Lagern (Stanitzen) der Kosaken an der Kubanlinie auf und gesellte sich zeitweise den leichten Truppen der ausrückenden Kolonnen bei, um bei etwaiger Entwickelung von Feindseligkeiten gegenwärtig zu sein und den kleinen Krieg der Bergvölker ganz in der Nähe kennen zu lernen.

In einer interessanten Schilderung giebt er ein Bild der unendlichen Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen der russische Soldat in jenen Gegenden zu kämpfen hat.

Zunächst sind es die oft reißenden Ströme, welche jedwede

freie Bewegung der Truppen hemmen. Allein Uebung macht den Meister, und so entwickeln denn auch die Kosaken, gleich den Eingeborenen, eine außerordentliche Geschicklichkeit beim Uebersetzen der Ströme.

Werder* beschreibt:

„So lange das Pferd noch Grund hat, verlassen die Kosaken sich ganz allein auf dasselbe; sobald sie jedoch bemerken, daß das Pferd den Grund zu verlieren beginnt, pflegen sie sich gegen den Strom in das Wasser zu werfen, klammern sich an den Hals des Pferdes und überlassen sich vertrauensvoll demselben, welches instinktmäßig gegen die Strömung arbeitet, um sobald als möglich Boden und das jenseitige Ufer zu gewinnen. Dort angelangt, gießen sie ihre dünnen Schuhe (Schüwekis) aus, trocknen sorgfältig die Waffen und, wenn es die Zeit erlaubt, auch das Pferd, — setzen sich auf und jagen weiter.

„Was die russische Infanterie betrifft, so leistet auch sie bei solchen Gelegenheiten Außerordentliches. Erlaubt nur irgend die Schnelligkeit des Stromes oder seine Tiefe ein Durchwaten, so geht sie, so geschlossen als möglich, d. h. in Massen, die sich untereinander anfassen, so gut es sich thun läßt, hindurch. Die etwa vorhandene Kavallerie stellt sich oberhalb und unterhalb quer durch den Fluß, um den Strom zu brechen und diejenigen aufzufangen, welche das Gleichgewicht verlieren, oder sie helfen die Gewehre und die schwächeren Leute durchbringen. Ist der Strom zu reißend oder zu tief, so geht die Kavallerie zuerst über und schickt dann möglichst viele leere Pferde zurück, welche die Infanterie nach und nach überführen."

Diese Geschicklichkeit der russischen Soldaten wird indessen durch jene der kriegerischen Bergvölker wieder wett gemacht, ja, die letzteren übertreffen in dieser Beziehung sogar ihre Gegner, indem sie, für den Zweck eines Einfalls in das russische Gebiet, unter Umständen frei schwimmend über den Strom zu setzen pflegen, namentlich was ihre Infanterie betrifft. Sie nähen dann Waffen und Kleider sorgfältig in Felle und schieben diese vor sich

her. Dabei sind sie im Stande, ohne alles Geräusch die Ueberfahrt auszuführen.

Ein zweites Hemmniß für die russischen Truppen ist das Vorhandensein der Balken. „Mit dem Namen Balka“ — theilt Werder mit — „bezeichnet die russische Sprache die mehr oder minder breiten, oft steil abfallenden Vertiefungen, welche die Steppe in den eigensinnigsten Schlangenlinien durchziehen. Nach Regen oder Thauwetter bilden sie die Wasserbehälter, aus denen die eigentlichen Steppenflüsse gespeist werden. Gewöhnlich aber sind sie trocken und bieten den ortskundigen Bergvölkern willkommene Schlupfwinkel dar, um russische Kolonnen meuchlings zu überfallen; ihre Nähe offenbart sich dem Fremden erst, wenn er dicht vor ihnen steht, weil beide Ufer gewöhnlich, bei fast immer gleicher Höhe, ziemlich eben sind und es der Erfahrung gemäß schwierig bleibt, kleine Höhenunterschiede in der Ferne zu bemerken, vorzüglich wenn überall die Oberfläche dieselbe Farbe hat, wie dies bei der Steppe der Fall ist.“

Eine dritte Terrainschwierigkeit geben die Kurgane ab. Das sind halbkugelförmige Hügel, die sich namentlich in den Terek- und Kubangegenden vorfinden.

Werder sagt über sie Folgendes:

„Ueber ihren Ursprung ist man zweifelhaft; jedenfalls entstanden sie durch Menschenhand, denn sie bestehen aus zusammengehäuften Steinen, die sich erst im Laufe der Zeiten mit einer Erd- und Rasendecke überzogen haben. Am wahrscheinlichsten ist wohl die Ansicht, daß sie einst Grabhügel gewesen seien, welche man, allerdings in einem kolossalen Maßstab, zu Ehren der Verstorbenen aufgeführt hat. Dafür spricht unter Anderm, daß sich hin und wieder auf ihnen Leichensteine mit tatarischen oder arabischen Inschriften, und bei einigen der wenigen, welche wegen Schanzenbaues von den Russen aufgeräumt wurden, sogar eine Art Aschenkrüge in ihnen gefunden haben. Ihre Höhe schwankt zwischen zehn und hundert Fuß, jederzeit aber sind ihre Abdachungen flach genug, um das Hinaufreiten zu gestatten.“

Daß das Vorhandensein der tiefen Flußbetten, der Balken und

5*

Kurgane auf die Kriegführung in diesen niederen, ebenen Steppen einen großen Einfluß ausüben mußte, ist ersichtlich, zumal die asiatischen Krieger (wie man russischerseits die eingeborenen Völkerschaften nennt) die Vortheile derselben genügend auszubeuten verstanden, während sie dem russischen Militär nur als Terrainschwierigkeiten erschienen.

„So wurde" — erzählt Werder — „ein Transport im Sommer 1842 auf dem Marsche von Amiratschir-jurt nach Oissinjurt von einer nicht unbeträchtlichen Zahl tschetschenzischer Reiterei überfallen und ihm ein empfindlicher Verlust beigebracht. Die Wagenkolonne, welche auf der Steppe immer in möglichster Breite formirt ist, hatte bei einer Balka abbrechen müssen und war sehr nachlässiger Weise auf der andern Seite in einfacher, langer Wagenreihe ruhig weiter marschirt, statt zuvor Halt zu machen und die gewöhnliche Ordnung herzustellen. Die Asiaten, welche sich unweit des Wegs und zu beiden Seiten desselben in der Balka versteckt gehalten hatten, warfen sich, angesichts des nur wenige Werst entfernten russischen Lagers, mit Ungestüm auf die Nachhut, führten große Verwirrung bei dem Transport herbei, und hatten — noch ehe die nöthige Unterstützung herbeigeeilt war — bereits mehrere Wagen zerschlagen, sowie einige Soldaten und Pferde getödtet. Nachdem dies geschehen, ergriffen die Wegelagerer die Flucht, auf welcher sie natürlich von der russischen Infanterie nicht eingeholt werden konnten."

Werder knüpft an diese Mittheilung noch folgende Daten und aus eigener Anschauung hervorgegangene Urtheile:

„Kleinere russische Abtheilungen werden oft auf diese Weise ganz muthwillig geopfert. 1843 wurde eine Streifabtheilung von 30 Mann, welche gegen die Vorschrift ohne Offizier marschirte, am untern Urup überfallen und bis auf den letzten Mann getödtet, da die Russen während eines Haltes nach ermüdendem Marsche sich ohne alle weiteren Vorsichtsmaßregeln der Ruhe überlassen hatten. Aehnliches passirte im März desselben Jahres einer starken Kosakenabtheilung, welche während ihres Marsches, auf welchem sie sich nicht zusammen gehalten, obgleich sie

einer angegriffenen Stanitze zu Hilfe eilte, von den Tscherkessen, die im Kubanthale versteckt gewesen waren, plötzlich angegriffen und versprengt wurde, nachdem sie einen Verlust von 40 Mann erlitten hatte.

„Was aber auf der andern Seite durch Entschlossenheit, selbst gegen überlegene und überraschende Angriffe geleistet werden kann, geht unter Anderm aus dem Benehmen des Oberst Wilde hervor. Derselbe wurde gegen Sonnenuntergang auf seinem Rückwege von Machoschewesk nach Urupskaja von einer 4 bis 5 Mal überlegenen tscherkessischen Reiterschaar angegriffen. Er hatte nur zwanzig donische Kosaken, auf deren Ruhe und Umsicht im Allgemeinen ohnehin nicht sehr zu rechnen ist; dennoch vertheidigten sie sich unter diesem tapfern Führer mit großer Kaltblütigkeit. Derselbe ließ sie absitzen, die Pferde koppeln und von einem Theile der Kosaken langsam führen, während die anderen aus diesem dichten Knäul abwechselnd schießen und den Feind fern zu halten suchen mußten. Während der Letztere den scheu gewordenen und auseinander gelaufenen Kosakenpferden nachjagte, gewann der Oberst Zeit, eine ausgetrocknete Cisterne zu erreichen, welche in der weiten Steppe allein eine Art Zufluchtsort abgeben konnte. In diese warf er sich mit seinen Begleitern und hielt die inzwischen herangekommenen Feinde, welche zunächst ihn zur Uebergabe, dann die Kosaken zur Herausgabe ihres Führers aufforderten, so lange in Respect, bis die Nacht hereinbrach und die Tscherkessen abzogen, ohne einen ernstlichen Angriff gewagt zu haben, der um so weniger hätte mißglücken können, als das Häuflein der Russen sehr geschmolzen und ihnen bereits alle Munition ausgegangen war.

„Auf ähnliche Weise vertheidigte sich ein junger Offizier, welcher auf dem Marsche an der Laba von einer überlegenen feindlichen Abtheilung überfallen wurde. Die Kavallerie, welche ihm beigegeben war, hatte ihn, an keine Gefahr denkend, verlassen, um nach dem nächsten Posten vorauszueilen. Er warf sich mit seiner schwachen Infanterie-Abtheilung zwischen einige der Wagen, die er decken sollte, und beschäftigte den Feind mit ebenso großer Tapferkeit als Erfolg, bis Unterstützung von dem nahen

Posten anlangte, welcher durch das Gewehrfeuer aufmerksam geworden war.

„Diese Beispiele" — fährt Werder weiter fort — „bestätigen meine, auch anderweitig von den Bergvölkern gewonnene Ansicht, daß sie nämlich, so tapfer sie auch bei gewissen Gelegenheiten sind, dennoch nie gern das Aeußerste wagen, selbst bei großer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, sobald sie nur sehen, daß das Ueberraschende und Heftige ihres Angriffs, welcher immer mit vielem Geschrei unternommen wird, den Gegner nicht aus der Fassung gebracht hat und er zu energischem Widerstande bereit ist. So lange sie den Feind nicht zum übereilten Schießen bringen können, pflegen sie sich in ehrfurchtsvoller Entfernung zu halten, und geht man ihnen im offenen Terrain mit Entschlossenheit auf den Leib, so suchen sie gern das Weite. Sie wissen genau, wo sie im Vortheil sind und wo nicht. Die Bergvölker sind ungemein vorsichtig und ökonomisch bei Verwendung ihrer Streitkräfte. Ist der Moment dem Angriffe nicht günstig, so erscheint ihnen die Flucht als keine Schande, sondern vielmehr als Nothwendigkeit. Haben sie dagegen das Terrain und die übrigen Vortheile für sich, oder befinden sie sich — was allerdings nur selten vorkommt — in einer Lage, die keine Rettung zuläßt, so kämpfen sie mit unglaublicher Tapferkeit und Ausdauer und wissen im schlimmsten Falle mit wahrhaftem Heldenmuthe dem Tod entgegen zu gehen."

Diese den militärischen Scharfblick Werder's kennzeichnenden Mittheilungen, schließt er mit einer kurzen, aber höchst interessanten Betrachtung der Kurgane, wie folgt:

„Die Kurgane sind wichtig als Punkte für die Orientirung, welche ohne sie in der Steppe noch schwieriger sein würde. Asiaten und Linien-Kosaken wissen sie mit einem Scharfblick von einander zu unterscheiden und wieder zu erkennen, der seines Gleichen sucht; auch dienen sie beiden in ihrem kleinen Kriege zur Aufstellung der Vedetten (Vorposten der Kavallerie), welche absitzen und sich oben in's Gras hinstrecken, während die Kameraden hinter dem Hügel und in den nächsten Balken zum Ausfall in

Bereitschaft bleiben. In den kleinen Gefechten handelt es sich sehr oft nur um den Besitz dieser Kurgane, und nicht selten werden sie mehrere Male verlassen und wieder genommen, wobei die blanke Waffe gewöhnlich die Hauptrolle spielen muß. Daß eine einfache Flankenbewegung, welche besonders auf die Bergvölker einen großen Eindruck zu machen pflegt, weit rascher und mit minderem Blutvergießen zum Zwecke führen würde, wird gewöhnlich von beiden Theilen nicht beachtet.

„Für die Russen dienen die Kurgane auch, behufs der Beobachtung des Landes, zu Stützpunkten. Auf ihnen errichtet man gewöhnlich die Kosakenposten, welche mit hohen Wischken (hölzernen Thürmen) versehen und mehr oder minder verschanzt sind.“

Um Land und Leute des Kaukasus genau kennen zu lernen, benutzte Werder die in dem Krieg gegen die Bergvölker eingetretene Pause zu allerlei Kreuz- und Querfahrten. So begab er sich z. B. im Herbst von 1842 auf der Militärstraße von Wladikawkas aus über die kaukasischen Berge nach Tiflis, um dem dortigen Gouverneur von Transkaukasien einen Besuch abzustatten.

Im Winter ruhten die Waffen vollständig, schon wegen der in diesen asiatischen Hochlanden herrschenden strengen Witterung. Werder ging in dieser Zeit nach Kertsch, der alten Hauptstadt des Reiches Pontus zur Zeit des Königs Mithridat, besuchte die Halbinsel Krimm, deren Wichtigkeit als künftiger Schauplatz eines blutigen Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten damals noch nicht geahnt werden konnte, kehrte dann nach dem Kaukasus wieder zurück und befuhr im Februar und März 1843 auf einem russischen Kriegsfahrzeuge die Ostküste des Schwarzen Meeres.

Da diese in hohem Grade interessante Reise von ihm selbst beschrieben worden ist, so wollen wir sie, wenn auch nur in ihren Hauptmomenten, unseren Lesern zum Besten geben.

Zwölftes Kapitel.

Werder's Reise an der Ostküste des Schwarzen Meeres.

Am Bord des Kriegsdampfers „Colchida". — Bälle in Asien. — Streifereien in die Umgegend von Gelendschik. — Die Raublust der Bergvölker; der Tscherkesse als sein eigener Dieb. — General Murawieff im Verkehr mit feindlichen Häuptlingen. — Ein siebenstündiger Ritt. — Rückreise.

„Den Monat Januar hatten wir in der Stanitze Protschne-Okop zugebracht, in dem Hauptquartier des Chefs der rechten Flanke, um die Entscheidung des russischen Kaisers auf die Vorschläge der Generäle Neidhardt und Gurko zu kleinen Winter-Expeditionen abzuwarten und überhaupt, um den möglichen, oft unvorhergesehenen kriegerischen Ereignissen näher zu sein.

Der kaiserliche Bescheid lautete abschlägig. Aus diesem Grunde glaubten wir die Zeit zweckmäßiger anzuwenden, wenn wir neue Gegenden aufsuchten. Wir erbaten und erhielten vom General Gurko die Erlaubniß, die Küstenlinie des Schwarzen Meeres besuchen zu dürfen.

Am 2. Februar reisten wir von Stawropol ab und langten sieben Tage später in Kertsch an. Daselbst lag in dem Hafen ein Dampfschiff bereit, welches andern Tags die Fahrt längs der Küste antrat. Wir schifften uns auf dem Kriegsdampfer ein und

am 10. früh lichtete die „Colchida" die Anker. Das schönste Wetter begünstigte die Fahrt. Umschwärmt von einer Unzahl Delphine, welche die seltsamsten Luftsprünge ausführten, verloren wir bald die kahle, unwirthbare, wenngleich hügelige krimm'sche Küste aus den Augen, um uns dem im Anfange nicht weniger öden kaukasischen Ufer zu nähern.

Unter interessanten Gesprächen mit den übrigen Passagieren und Offizieren des Schiffes langten wir schon am Nachmittage in Anapa an. Dieser Ort machte mir den Eindruck, als sei hier bereits ein völliger Friedenszustand eingetreten, denn zufälligerweise fand gerade an diesem Tage eine glänzende Tanzgesellschaft in der Kommandantenwohnung, dem ehemaligen Palaste des Paschas, statt, welcher wir durchaus beiwohnen mußten. Der Kapitän des Kriegschiffes hatte die Güte, deshalb die Abfahrt bis gegen Morgen zu verschieben.

Ein Ball in Asien! und noch dazu in Anapa, dem Orte und Schauplatze einstiger Schreckensscenen aller Art!

Es schien, daß wir uns in ähnlicher Weise längs der ganzen Küste gleichsam forttanzen sollten, denn in Nowo-Rossisk, welches wir am andern Morgen erreichten, war wieder Sobranie — wie man diese allwöchentlich wiederkehrenden Versammlungen nennt. Diesmal konnte jedoch der Kapitän die Fahrt des Dampfers nicht unterbrechen, somit brausten wir weiter und liefen gegen Abend desselben Tages im Hafen von Gelendschik ein.

Kaum vermochte ich ein unwillkürliches Lächeln zu unterdrücken, als wir auch hier bei Gelegenheit der Meldung vom General Grafen Oppermann zur Sobranie eingeladen wurden. Dieselbe währte bis spät in die Nacht, und obgleich die Zahl der Tanzenden gering, die Musik nur in einem großen Leierkasten und der Saal in einem weiten, schuppenähnlichen, aber geschmackvoll dekorirten Raume bestand, so ersetzte das Mangelnde die Liebenswürdigkeit der Gesellschaft und die wahrhaft herzliche Aufnahme, welche uns Fremden zu Theil wurde. Ungezwungene Heiterkeit herrschte in der Versammlung; Alles gab sich um so mehr dem Eindrucke des Augenblicks hin, als hier in Gelendschik schon der

Friedenszustand nicht mehr in dem Grade wie bei Anapa und Nowo-Rossisk einheimisch ist, denn hierselbst gestalten sich die Verhältnisse mit den Eingeborenen anders, als an jenen Punkten. Vorzüglich ist die Lokalität der nächsten Umgegend von der Art, daß die Garnison immer auf ernstere Ereignisse vorbereitet und also ununterbrochen auf dem Quivive sein muß.

Heute Sobranie, morgen Gefecht,
Heute roth, morgen todt!

Diese Unsicherheit der Zukunft giebt aber der Gegenwart einen besondern Reiz und macht, daß, was sie irgend Erfreuliches und Erheiterndes bieten kann, mit einer gewissen Lebensfrische ergriffen und mit Dank aufgenommen wird.

Gelendschik ist übrigens der letzte Punkt auf der Küste, wo noch gesellige Unterhaltungen, wie die erwähnten, möglich sind.

Der ganze folgende Tag mußte von dem Dampfschiffe benutzt werden, Kohlen einzunehmen; dies gab uns erwünschte Gelegenheit, Festung und Umgegend zu besichtigen: der General hatte die Güte, uns zu diesem Zwecke nicht allein mit Pferden, sondern auch mit der nöthigen militärischen Bedeckung zu versehen, denn für Gelendschik tritt das bestehende Gesetz in volle Kraft, daß sich Niemand unbewaffnet aus der Festung entfernen darf, und für weitere Distanzen Jedem eine verhältnißmäßige Bedeckung mitgegeben werden muß. Selbst bei den Völkern, welche dem russischen Kaiser den Eid der Treue geleistet haben, ist man niemals sicher, daß sie ihn nicht über die durch günstige Verhältnisse erweckte Raublust vergessen, jedenfalls aber muß man fast überall darauf gefaßt sein, aus ferneren Gegenden größere oder kleinere Trupps der halbwilden Bergvölker erscheinen zu sehen, die nur darauf ausgehen, über unbewachtes Vieh herzufallen, oder einzeln gehende, entweder nicht bewaffnete oder auf einen Angriff nicht völlig vorbereitete Leute zu überraschen und sie nach Umständen zu tödten, zu fangen oder mindestens zu berauben. Die Vorliebe für dergleichen Unternehmungen ist den Bergvölkern gewissermaßen zur zweiten Natur geworden; im Nothfalle berauben sich nicht allein die Verwandten gegenseitig, der Tscherkesse ist sogar im Stande, Hand

an sein eigenes Besitzthum zu legen, sobald nur noch Andere, z. B. seine Brüder, daran participiren. Er will nicht ohne alle Beute im Kreise der Seinigen erscheinen, wenn er einmal auf Raub ausgezogen war, denn allgemeiner Hohn würde ihn empfangen, — er bestiehlt sich daher selbst, um diesem zu entgehen, und nebenbei, um den Theil der Beute zu gewinnen, der fremdes, wenngleich der Brüder, Eigenthum war.

In der Höhe von Gagri wurde unser Dampfschiff von dem Sectionschef General Murawieff zurückgehalten, welcher auf einem andern, nach Kertsch zurückkehrenden Dampfboote uns entgegenkam und im Begriffe war, die Festung Ardler mit einigen Kompagnieen zu verstärken, mit denen er sich bei Bambori an Bord begeben hatte. Es fanden nämlich jetzt größere Versammlungen mehrerer Völkerschaften in den Bergen statt. Ungeachtet es verlautete, daß sie unter Leitung des von Schamyl zu den Tscherkessen gesandten Hadschi Mahoma nur die Berathung der inneren Verhältnisse zum Zwecke hätten, so glaubte der General dennoch Vorsichtsmaßregeln treffen zu müssen. Wo einige tausende dieser wohlberittenen und bewaffneten, zu kriegerischen Abenteuern immer gleich aufgelegten Eingeborenen beisammen sind, da ist es erklärlich, wie es nur eines hingeworfenen Wortes bedarf, um den nie völlig verlöschenden Funken zur hellen Flamme anzufachen und der von einer Aul*) zur andern ziehenden, immer wachsenden, mehr plaudernden als handelnden und sich im Ganzen auf's Aeußerste langweilenden Volksmasse eine Richtung zu geben, die durchaus nicht im anfänglichen Plane liegen mochte.

Spionsnachrichten deuteten darauf hin, daß zunächst entweder das den Ubüchen**) so sehr verhaßte Nawaginsk oder die sogenannte Vorstadt, die den kleinen Bazar außerhalb der Festung Ardler bildet, Gegenstand eines Angriffs bilden könnte, was um so wahrscheinlicher war, als jene Versammlungen sich allmälig in diesen Richtungen heranbewegten. Vier Tage hindurch wurde

---

*) Auls heißen die Dörfer der Bergvölker.

**) Dieser Völkerstamm gehört zu den Abchasen.

in Ardler ein Angriff vergebens erwartet. Vielleicht war der Feind von der Verstärkung der Garnison, vielleicht auch davon bereits unterrichtet, daß allnächtlich von 2—5 Uhr während dieser kritischen Zeit zwei Kompagnieen in den Bazar selbst rückten, um dem wahrscheinlichen und einzigen Angriffspunkte, der einigen Erfolg versprach, näher zu sein. Obgleich diese Maßregel so geheim wie möglich gehalten wurde, die Soldaten ohne ein Wort zu sprechen ihre Stellungen einnahmen, obgleich sich bei Tage so wenig Leute, wie irgend thunlich, außerhalb der Kasernen zeigen durften, so war dennoch nicht zu verhindern, daß dergleichen Nachrichten zum Feinde drangen, da die Festung den unterworfenen Anwohnern immer offen stand, um den Kommandanten oder Sections-Chef sprechen zu können. — Während dieser vier Tage wurde auch Ardler nicht leer von Häuptlingen verschiedener Stämme, welche die Anwesenheit des Generals zu Audienzen bei ihm benutzten und deren Bekanntschaft wir bei dieser Gelegenheit machten. Zu ihnen gehörte u. A. der greise Dschigeten-Fürst Arslan-Bey. Er ist dem russischen Interesse sehr ergeben und bekleidet deshalb den Rang eines Parutschik (Lieutenants), was ihn fast ebenso glücklich macht, als die 500 Silberrubel Pension, welche er von der Krone bezieht. Er hat großen Einfluß bei seinen Landsleuten wegen seines Alters, seines Doppelranges, als russischer Offizier und Fürst, seiner Klugheit, Tapferkeit und seines Reichthums, der vorzüglich in jenen 500 Rubeln besteht. Als wir diesem so wichtigen Manne, dem es wahrscheinlich Rußland zu verdanken hat, daß die Provinz so ruhig ist, vorgestellt wurden, fragte er, ob wir die beiden „englischen" Offiziere seien, welche mit dem Dampfschiffe von Kertsch gekommen wären. Es mußten also doch über uns unbedeutende Personen bereits dunkle Gerüchte in die Berge gedrungen sein, für englische Offiziere hielt er uns wohl nur, weil er mit diesem Namen durch James Bell*) bekannt geworden war, vielleicht aber auch, weil er wünschen mochte, daß dem so sei.

*) Der bekannte englische Reisende, welcher namentlich über die Tscherkessen viel geschrieben hat.

Nachdem ihm auseinandergesetzt worden war, woher und warum wir nach dem Kaukasus gekommen, wünschte uns Arslan-Bey alles mögliche Glück und den besten Erfolg von dem Unternehmen. Er hieß uns willkommen und seine Freunde, „so lange wir Freunde des Kaisers bleiben würden", wie er mit einer verbindlichen Bewegung gegen den General hinzusetzte. — Eine andere interessante Erscheinung war Patá, Usden (Edler) der Ubüchen aus der Gegend von Nawaginsk. Obgleich sich weder sein Volk noch er selbst den Russen unterworfen, war er dennoch für seine Person bis zu einem gewissen Grade dem russischen Interesse ergeben und stand in gutem Vernehmen mit dem General, von welchem er mit Vorliebe und großer Aufmerksamkeit behandelt wurde. Dies würde ihn indessen nicht gehindert haben, gegen ihn von Neuem zu Felde zu ziehen, sobald sich die Umstände danach gestaltet hätten, und die Russen mit derselben Tapferkeit zu bekämpfen, durch welche er sich schon bei früheren Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. Er erhielt wohl ab und zu Geschenke und erzählte ohne Rückhalt, was er wußte, wahrscheinlich aber theilte er seinen Landsleuten mit derselben Schwatzhaftigkeit mit, was er bei den Russen sah und hörte. Er erzählte viel von den stattfindenden Versammlungen, daß sich bei ihnen noch kein bestimmter feindlicher Zweck entwickelt habe, erwarte jedoch, daß sie mit einem Angriffe auf Ardler oder Abchasien enden würden. Vorläufig richte das Volk über allerlei Vergehen und habe auch ihn, Patá vorgefordert, um sich wegen seiner Verbindungen mit den Russen zu verantworten. Während Patá und einige seiner Freunde in der einen Stube harmlos frühstückten, gab der General in der andern mehreren Gesandten aus der Gegend von Gagri Audienz. Sie erbaten sich und erhielten Pulver und Blei behufs einer kleinen Expedition, die sie auf eigene Hand zu den noch nicht unterworfenen benachbarten Völkern machen wollten. Ihre Anwesenheit mußte Patá und seinen Genossen verborgen bleiben, sonst würden sie Verdacht geschöpft und die Sache ihren Freunden verrathen haben, auf die jener Angriff gerichtet werden sollte.

Einige hundert Schritt von der Festung ist mitten auf der

Wiese einer uralten Eiche absichtlich das Leben geschenkt worden; sie wird die „diplomatische" genannt, weil unter ihr die Verhandlungen der Kommandanten mit solchen Individuen stattfinden, denen ihre feindselige Stellung zu Rußland oder ihr Mißtrauen keinen Eintritt in das Fort gestattet. Hierhin hatte der General einen Ubüchen-Häuptling — Hadschi-Bersek — beschieden, als dieser, seine Antipathie gegen die russischen Eindringlinge überwindend, jetzt den Sections-Chef zum ersten Male zu einer persönlichen Zusammenkunft eingeladen hatte. Die Unterredung fand statt in Gegenwart vieler Ubüchen und Dschigeten und wurde von beiden Seiten auf höchst diplomatische Weise geführt. Auf die freundliche Anrede des Generals:

„Du bist mir willkommen, Bersek!"

antwortete er zwar im ersten leidenschaftlichen Aufwallen:

„Und Du bist mir gar nicht willkommen auf abassischem Gebiete!"

Als indeß der General entgegnete:

„Du hast diese Unterredung verlangt, nicht ich, also mußt Du ein Anliegen haben; für Bittende aber geziemt sich solche Rede nicht, deshalb bist Du entlassen," — lenkte er ein und kam nach einigen Umschweifen endlich auf den Zweck seines Erscheinens, der darin bestand, einen gefangenen Ubüchen freizubitten....

Die Versammlungen hatten sich mehr südlich gewendet. Der General, dieser Bewegung folgend, schiffte sich mit den zwei Kompagnieen nach Bamboci, seinem Hauptquartier, ein. Er war nunmehr für Abchasien besorgt, und wirklich langte am 20. Februar um Mitternacht vom Prinzregenten die Nachricht an, daß er selbst bereits mit den Milizen nach den Bergen aufgebrochen sei, dem Feinde entgegen, dessen Spitzen sich unerwartet am Fuße derselben gezeigt hätten. Er forderte den General auf, seine Bewegungen mit Infanterie zu unterstützen. Um 1 Uhr waren wir zu Pferde. Bei dunkler Nacht legten wir etwa 20 Werst in einem beschwerlichen Waldterrain ohne Aufenthalt zurück und befanden uns bei Sonnenaufgang auf einem freien Plateau, den

Gebirgsdefiléen nahe genug, um dem Feinde den einzigen Rückzug zu verlegen, falls er sich wirklich in starken Abtheilungen auf die Ebene gewagt haben sollte. Aber er liebt nur zu überraschen und führt Coups nur dann aus, wenn die Wahrscheinlichkeit des Gelingens vorhanden ist. Sieht er dagegen, daß die Russen aufmerksam und auf seinen Empfang vorbereitet sind, so giebt er lieber seinen Plan auf, besonders fürchtet er Demonstrationen auf seine Rückzugslinie. Durch die energisch ausgeführten Bewegungen war er disponirt worden, sein Project aufzugeben. Fürst Michael, an der Spitze seiner bunten Schaar, die theils aus wohlbewaffneten Reitern, theils aus Fußgängern bestand, welche mitunter nur einen tüchtigen Stock als Waffe führten, kehrte bald von seiner Jagd zu uns zurück und hatte schon den Feind nicht mehr gefunden. —

Die Versammlungen im Innern der Berge dauerten noch fort und noch immer konnte eine Explosion erwartet werden. Wir zögerten deshalb nicht, den Vorschlag des Generals anzunehmen, nur mit dem Dampfschiffe bis Redut-Kaleh zu gehen und dann auf demselben zurückzukehren. Ein siebenstündiger Ritt an der Küste führte uns noch am 20. Februar nach Suchum. Einige Kosaken vom Don und ein Asiat, der sowohl zum Führer wie gleichzeitig als eine Art Sauvegarde gegen die Eingeborenen diente, waren unsre Begleiter. Durch die breite und tiefe Gumista und ihre sumpfigen Niederungen konnte in der dunklen Nacht die Fuhrt nur mit Mühe und nicht ohne einige Gefahr gefunden werden. Abends 9 Uhr klopften wir endlich an die Pforte der alten ehrwürdigen, ehemaligen türkischen Feste, um ein Boot zu erbitten, welches uns ohne Zeitverlust an Bord des Dampfschiffes brächte, das inzwischen neue Kohlen eingenommen hatte und segelfertig im Hafen lag. Widrige Winde verhinderten das Auslaufen bis zum 23., an welchem Tage wir den freundlichen, zu beiden Seiten des Chopi gelegenen Handelsort Redut zwar erreichten, aber ohne weiteren Aufenthalt, als zur Besichtigung der Stadt nöthig war, alsbald wieder nach dem sichern Hafen von Suchum zurückkehren mußten, da das Wetter äußerst ungünstig geworden war.

Den 24. Abends sprachen wir den General bereits in Bam-

bori und befanden uns am 25. abermals im Hafen von Suchum.

Die Kolonie von Maramba war wirklich bedroht. Die Abreki, unterstützt von einigen hundert Ubüchen, welche sich von der allgemeinen Versammlung getrennt hatten, um auf eigene Hand eine Expedition zu unternehmen, waren in der Zebelda gesehen worden und hatten bereits in Abchas-Koe einigen Anhang gewonnen. — Aus den Garnisonen von Bambori und Suchum wurde ein Bataillon zusammengestellt, das sich am 25. nach Maramba in Marsch setzte. Bei Annäherung der russischen Streitkräfte zog sich der Feind in die Gebirge zurück. Ihm nachzufolgen war in dieser Jahreszeit weder thunlich, noch überhaupt beabsichtigt."

So viel aus Werder's Aufzeichnungen. Mit dieser Expedition beschloß er seinen Argonautenzug, da sowohl der tief liegende Schnee, als die Aussicht auf Thauwetter weitere Streifzüge in diesen Gegenden nicht rathsam erscheinen ließen. Die Versammlungen der Bergvölker hatten ihren drohenden Charakter nach diesem Punkte der russischen Vertheidigungslinie verloren. Dagegen verlautete, daß sich unter der Führung eines mächtigen Häuptlings eine Bewegung gegen die Kuban- und Laba-Linien vorbereite. Dorthin schiffte sich Werder am 12. März ein und langte am 20. in Protschne-Okop wieder an.

Dreizehntes Kapitel.

Im Sommer von 1843.

Wiederbeginn der Feindseligkeiten. — Die Expedition des Generals Gurko. — An den Ufern des großen Selentschuk. — Marsch der Truppen über den Fluß. — Steppe und Wald. — Eine kleine Kampfscene. — Der Festungsbau am Kefar und die störenden Besuche der Tschetschenzen. — Nächtliche Neckereien. — Werder im Gefecht mit Tschetschenzen. — In den Bädern von Pjätigorsk. — Heimkehr nach Deutschland.

Der Winter war fortgezogen und hatte der milderen Jahreszeit Platz gemacht. Nur aus weiter Ferne blickte er noch drohend zurück, hoch oben von den Spitzen der Gebirge, deren Haupt und Rücken er mit seinem undurchdringlichen Schnee- und Eispanzer umkleidet hatte, der Sonne zum Hohn, deren Strahlenpfeile machtlos davon zurückprallten.

In den Thälern begann sich's mächtig zu regen; nicht nur die Natur, welche ihr schöpferisches „Werde!" über Blumen, Gräser, Bäume und Sträucher aussprach, nein, auch die Menschen belebten die frühlingslustige Landschaft. Allein es war nicht das friedliche Werk des ackerbauenden Landmanns, dem sie nachgingen, sondern etwas ganz Anderes beschäftigte sie. Militärische Trupps durchzogen Berge und Thäler, und nur zu häufig trugen geschäftige Echos den Knall abgefeuerter Büchsen in weite Fernen.

Rußland hatte abermals einen Feldzug gegen die aufrührerischen Bergvölker unternommen, nur wendete es diesmal ein neues strategisches Mittel an, um in die bis dahin unnahbaren Schluchten der Tschetschenzen und Daghestaner — jener eifrigsten Anhänger Schamyl's — einzudringen; das russische Militär suchte nämlich durch Errichtung vorgeschobener Festungen in den Bergdistrikten Terrain zu gewinnen, um sich so allmälig den Hinterhalten und Sammelplätzen ihrer Widersacher zu nähern. Da dies für Letztere sehr gefährlich war, so suchten sie natürlich mit größter Anstrengung die Fortschritte der Russen zu verhindern und machten ihnen in blutigen Einzelkämpfen die Anlegung neuer fester Plätze im Innern des Gebirges streitig.

Für Werder und seine Freunde war der Wiederbeginn der Feindseligkeiten selbstverständlich in hohem Grade angenehm; unser Held schloß sich der Expedition des Generals Gurko an, welcher Ende Mai mit sieben Bataillonen und siebenhundert Wagen ausrückte, um am Zusammenflusse des Beschgon und Kefar eine Festung zu bauen.

„Bei dieser Gelegenheit werde ich doch endlich einmal in's Feuer kommen," äußerte Werder, — und diesmal sollte sein Wunsch denn auch in der That erfüllt werden, freilich auf eine für ihn nicht sehr erfreuliche Weise.

Die Heeresabtheilung des Generals Gurko rückte im Thale des großen Selentschuk vor, und zwar auf dem rechten Ufer, welches fast überall genügenden Raum für drei bis sechs neben einander fahrende Wagenreihen darbot, wobei dieselben noch mit schützenden Tirailleurketten umgeben werden konnten. Nur ganz allmälig verengte sich das Thal und seine Hänge wurden steiler.

Nach einer kurzen Wanderung änderte der General die Marschrichtung, indem er das rechte Ufer verließ und auf das linke übersetzte, da genaue Rekognoscirungen ergeben hatten, daß die am rechten Ufer gelegenen Bergabhänge von Tschetschenzen besetzt seien. Infolge dessen ward die Errichtung von drei Brücken nöthig, um zu dem Punkte zu gelangen, welcher für die zu



Beim Uebergang der Russen über den großen Selentschuk.

erbauende Festung ausgewählt worden war. Zum Glück fanden sich am Eingange des Engpasses, welcher sich in südlicher Richtung erweiterte, die Reste einer ehemaligen Holzbrücke. Es bedurfte nur geringer Mühe, dieselbe wieder gangbar zu machen. Von der Errichtung der beiden anderen Brücken sah man schließlich ganz ab und zog vor, obgleich der Strom ziemlich reißend war, denselben direct zu passiren.

„Unermüdlich“ — berichtet Werder — „waren die Kosaken und asiatischen Milizen beschäftigt, ihren unberittenen Kriegsgefährten beizustehen, deren einzige Vorsichtsmaßregel darin bestand, die Stiefeln auszuziehen; sie klammerten sich an Mähne und Schweif der Rosse, oder setzten sich auf die Croupe (das Kreuz) derselben und überließen sich der Führung des Reiters, den sie mit beiden Armen umschlungen hielten und der gewöhnlich ihr Gewehr in einer, den Zügel des Pferdes in der andern Hand halten mußte. In Zeit von einer Stunde konnte ein Bataillon Infanterie auf diese Weise mit Artillerie und Bagage ohne andern Verlust, als etwa den eines Gewehrs — dessen Eigenthümer vom Strome eine ziemliche Strecke fortgerissen worden — übergeführt werden.“

Wie das ganze Land zwischen Kuban und Laba sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnet, so war es vor Allem bei dieser Gegend der Fall, welche Werder mit den Mannschaften des Generals Gurko jetzt durchzog. Die Futterkräuter der Steppe wuchsen dort in einer ungewöhnlichen Kraft und Ueppigkeit, und Gräser und Unkraut aller Art waren so hoch und dicht, daß Mann und Roß darin buchstäblich verschwanden. Außerdem erschien diese Gegend doppelt interessant, weil sich daselbst gleichsam die Extreme berühren, nämlich Steppe und Wald. In diesen Waldungen trifft man die verschiedenartigsten Holzgattungen Europas und Asiens in einer Vollkommenheit, wie sie außer in den Urwäldern Amerikas kaum anderwärts getroffen wird. Eichen, Linden, Birken, Nußbäume, Ulmen, Buchen, Ahorn, orientalische Platanen, Kastanien, Obstbäume verschiedener Art, — alle diese Gattungen sieht man in gleicher Frische auf demselben Boden ge-

deihen. Epheu, wilder Wein, Hopfen und anderes Schlinggewächs rankt sich an den mächtigen Baumstämmen empor; aber nicht etwa, wie bei uns, in dürftigen schwachen Reisern, sondern als baumartige Pflanzen, welche die ungeschwächte kaukasische Natur als eine angenehme Beigabe, gleichsam spielend, hervorzubringen scheint, um zu beweisen, wie wenig sie sich bei Erzeugung der weitästigen Riesenbäume erschöpft habe.

Von diesen Riesenbäumen kann man sich schon einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß Werder an verschiedenen Punkten Buchen gesehen hat, unter deren Laube — das von bis zur Erde herabreichenden Aesten getragen ward — sich ganze Kompagnieen vollständig verbergen konnten!

Der Vormarsch gegen den Kefar ging ziemlich unbehelligt vor sich. Nur ein einziges Mal erhielt die Kolonne aus einem sich rechts hinziehenden Walde Feuer. Werder sprengte mit einer Abtheilung der Mannschaften sofort dem Feind entgegen. Derselbe bestand aber nur aus sechs berittenen Tschetschenzen, welche natürlich sofort umzingelt waren. Fechtend drängten sie sich immer mehr und mehr zusammen, bis sie endlich einen einzigen majestätischen Baum als Rückenschutz erreicht hatten. Unterdessen drängten von allen Seiten immer mehr Russen heran; obgleich die verzweifelt kämpfenden Tschetschenzen einsehen mußten, daß für sie ein Sieg unmöglich sei, nahmen sie dennoch den angebotenen Pardon nicht an. Das Gefecht mochte etwa fünf Minuten gewährt haben, als die feindlichen Reiter plötzlich näher an einander rückten und die Reihen der Russen zu durchbrechen suchten. Allein es blieb bei dem Versuche, welcher total mißglückte. Nur einer der Tschetschenzen sprengte den Kreis; die übrigen hatten sich von den Pferden geworfen und diese nach Gewohnheit niedergestoßen. Da gewahrten sie ihren fliehenden Gefährten. Sie riefen ihm zu, und sofort riß er sein Pferd herum, brach sich Bahn bis zu den Freunden und stieß blitzschnell einem der russischen Soldaten den Dolch in die Brust. Als die Russen das gewahrten, warfen sie sich voller Grimm auf die Feinde, und nach einer Minute lagen dieselben entseelt am Boden ...

An dem Punkte angekommen, wo der Beschgon und Kefar zusammenfließen, ließ General Gurko sofort den Bau der Festung beginnen. Es dauerte indessen gar nicht lange, so sahen die Soldaten sich in ihrer Arbeit unliebsam gestört. Das jenseitige Ufer des nicht sehr breiten Flusses war nämlich mit dichtem Walde bedeckt, und diesen Umstand benutzten die Tschetschenzen, allen Wachtposten und Streifpatrouillen zum Trotze, ganz vortrefflich.

Während die russischen Soldaten im Schweiße ihres Angesichts die Erdarbeiten begannen, feuerten die durch den Wald geschützten Tschetschenzen unermüdlich ihre Flinten auf die Arbeitenden ab. Dabei zeigte es sich, daß die hinterlistigen Asiaten so vortrefflich zielten, daß General Gurko sich alsbald genöthigt sah, ernste Maßregeln gegen diese tödtlichen Neckereien zu ergreifen. Bevor noch zum Schanzenbau geschritten wurde, gingen Streifzüge, deren einer von Werder geführt ward, an das jenseitige Ufer des Kefar ab; und während ein Theil der Mannschaft die Feinde nach allen Seiten hin beschäftigte und sie landeinwärts drängte, fällte ein anderer Theil die Bäume, welche am Flußufer zunächst standen. Auf solche Art ward der Wald gelichtet und das Versteck der Tschetschenzen zerstört.

Am Tage hatten die Russen nun Ruhe und konnten ungestört arbeiten, dagegen entstand ein um so beschwerlicheres Nachtplänkeln. Denn während vorher die Russen von den Tschetschenzen zur Abend- und Nachtzeit unbehelligt gelassen worden waren, schlichen die schlauen Gebirgssöhne jetzt in dem Schutze der Dunkelheit an die Schildwachen, Vorposten und Pikets heran und schossen die ahnungslosen Soldaten nieder. Selbst von der Landseite geschahen verschiedene solche Angriffe, und nur zu bald ward jedes Licht in den russischen Lagerzelten zum Zielpunkte der hinterlistigen Tschetschenzen.

Obgleich die Wachtposten verstärkt und zahlreiche Patrouillen ausgesandt wurden, hörten die nächtlichen Angriffe dennoch nicht auf, und das Gegenfeuer der Russen erwies sich ebenfalls als nutzlos. Endlich befahl der General, die Schüsse der Gegner nicht

mehr zu erwidern, und siehe, da änderte sich die peinliche Lage der Russen. Eine Zeitlang knallten zwar am ersten Abend, an welchem der Befehl ausgeführt wurde, die Schüsse noch fort, allein bald nachher hörte das Schießen auf und durch die Stille der Nacht scholl die Frage über den Fluß herüber: „Weshalb schießt Ihr nicht entgegen? Verachtet Ihr uns etwa?"

„Wir wollen schlafen, geht auch Ihr zur Ruhe!" lautete die Antwort der Russen.

Da lachten, lärmten und schimpften die Tschetschenzen zwar noch eine Zeitlang fort, aber ein Schuß fiel nicht mehr.

Daß diese scheinbare Edelmüthigkeit der halbwilden Horden von keiner langen Dauer war, kann man sich denken. Nach wenigen Nächten knallte es bereits wieder, und dem russischen Befehlshaber blieb zur Abwehr kein anderes Mittel, als sich durch fleißige Rekognoscirungen die Feinde möglichst vom Halse zu halten.

Unter Mühsalen aller Art war endlich der August gekommen und damit gleichzeitig das Ende der Theilnahme Werder's an dem kaukasischen Feldzuge, wie wir sogleich sehen werden.

Der 12. August hatte begonnen. Abermals waren die hinterlistigen Tschetschenzen im Schutze der Nacht gegen das russische Lager vorgegangen und hatten dort empfindlichen Schaden angerichtet.

„Wir müssen der Bande wieder einmal unsern vollen Ernst zeigen," äußerte General Gurko zu Werder. „Ich werde, noch bevor der Morgen graut, eine stärkere Abtheilung Kosaken recognoscirend vorgehen lassen."

„Sie würden mich dankbar verpflichten," entgegnete Werder, „wenn Sie mir die Führung des Zugs anvertrauen wollten."

„Warum das nicht, nur mache ich Sie auf die Gefahren aufmerksam, welchen Sie diesmal entgegen gehen."

„Ein tapferer Soldat sehnt sich nach Gefahren, — Sie erfüllen mir nur einen lang gehegten Wunsch."

Der General willigte ein und Werder erhielt das Kommando. Ohne Verzug suchte er sich die tüchtigsten Leute heraus, und noch war's völlig nachtdunkel im Thale, als die Signale zum Auf=

bruche riefen. Doch in der Ferne, wo riesige Felsen ihr Haupt erhoben, dämmerte bereits der Morgen, und glühend hingen die ersten Lichter des Morgenroths an den schneebedeckten Felsgipfeln.

Werder trat mit seiner Kosakenabtheilung den Vormarsch an. Aus dem jenseits gelegenen Walde erklang der eintönige Gesang der Tschetschenzen schauerlich zu ihm herüber. Es war ihr Morgengebet, das zu der wildromantischen Landschaft vortrefflich paßte.

Nachdem das russische Detachement eine Weile marschirt war und sich dem waldbedeckten Felsgebirge auf Schußweite genähert hatte, erblickten die Mannschaften zwischen den Felsen die geisterhaft hindurchschlüpfenden Gestalten der Tschetschenzen, deren helle Gewänder im Frühroth durch die Bäume leuchteten. Die feine Nebeldecke, welche zwischen ihnen und den heranrückenden Russen lag, gab dem Ganzen etwas Ueberirdisches, so daß selbst der unerschrockene Werder seinen Athem etwas beengt fühlte.

Es war mehr als wahrscheinlich, daß die Tschetschenzen von der Annäherung der Kosaken Kenntniß hatten, dennoch fiel kein Schuß. Aber sowie Werder mit seinem Zuge das Berggebiet betrat, knallten auch die ersten Schüsse. Mit jedem Schritte ward das Terrain schwieriger, und nur zu bald sah sich Werder mit seinen Mannschaften gezwungen, zu Fuß den Felsweg zurückzulegen und die Pferde am Abhange unter Bewachung stehen zu lassen. Bald waren die rastlos emporkletternden Soldaten genöthigt, sich der Waffen als Stützen zu bedienen, so steil ging es in die Höhe. Dabei vermochten sie nur an Bäume angelehnt den von oben herabgesendeten Kugeln zu antworten. Und je höher sie unter unsäglichen Anstrengungen emporklimmten, desto heftiger ward das Feuer der Tschetschenzen, desto gefährlicher schlugen ihre kleinen Kugeln in die Körper der russischen Krieger. Aber je stürmischer der Tod in deren Reihen wüthete, desto erbitterter wurden diese. Werder vermochte sie nicht mehr zurückzuhalten; immer toller, immer todtverachtender stürmten sie, alle ihre Kräfte zusammenraffend, dem Bergesgipfel entgegen. Auf

jedem Schritte drohte fast unvermeidliches Verderben. Bald vollen Laufes vordringend, bald zurückgeworfen, bald geschützt durch Bäume, bald den feindlichen Kugeln ganz preisgegeben, focht Jeder für sich und sein Leben ohne Unterlaß.

Während so oben im Walde, rechts und links, vorwärts und rückwärts der Tod auf beiden Seiten reiche Ernte hielt, während bald einzelner, bald gedrängter das Kleingewehrfeuer prasselte, die Säbel sausten und die Bajonnette klirrten, ging die Augustsonne in ihrer ganzen Schöne auf und beleuchtete feenhaft den Wald und das darin sich abwickelnde militärische Schauspiel.

Die Tschetschenzen räumten endlich das Feld und zogen sich seitwärts tiefer in die Berge zurück. Aber bevor sie das thaten, schmetterten sie noch einmal eine tödtliche Salve gegen ihre Verfolger los, deren Reihen sich dadurch merklich lichteten. Gar mancher Krieger war zu Boden gesunken, und auch Werder hatte einen Schuß aus der weittragenden Flinte eines Tschetschenzen erhalten.

Mit dem ehrenden Bewußtsein, gesiegt zu haben, kehrten er und das Kosakenhäuflein müde und matt in's Lager zurück.

Es zeigte sich, daß Werder schwer verwundet worden war. Die feindliche Kugel hatte ihm den Knochen des linken Oberarms zersplittert, und zugleich fand sich daselbst noch eine zweite abgesonderte Wunde, die von einem zweiten Projektil herrühren mußte. Es ergab sich später, daß diese doppelte Verwundung von einer einzigen Kugel herrührte, welche jedoch mit einem Bleimantel umgeben gewesen war. Die Hülse hatte sich am Schluß der Flugbahn getrennt, war durch das Fleisch des Arms gegangen und wurde am andern Tage im Unterfutter des Rocks gefunden.

Der Zustand Werder's erheischte außer ärztlicher Hilfe noch sorgsame Pflege; unser verwundeter Held ward daher in das Lager von Selentschuk, einem Nebenflusse des oberen Kuban, gebracht.

Die Verwundung erwies sich nicht nur als eine schwere,

sondern auch als eine gefährliche, so daß ein Consilium russischer Aerzte für die sofortige Amputation des Armes stimmte.

Da kamen die Herren aber schön an; Werder wollte davon nichts wissen. Er war gewillt, bis an sein seliges Ende Soldat zu bleiben und als solcher dem deutschen Vaterlande treu zu dienen. Und jetzt sollte er, nachdem er kaum Pulver gerochen, seinem Lieblingsplane entsagen und als einarmiger Pensionär nach Deutschland zurückkehren und dort spazieren gehen, und dies Alles blos einer elenden Kugel wegen, — nein, nein und tausendmal nein, das wollte unser Heißsporn nicht, und er that's auch nicht, trotz der achselzuckenden Aerzte. Er vertraute seinem gesunden Blute mehr als ihrer Weisheit und ließ sich durch Kosaken nach dem nicht weit entfernten Orte Pjätigorsk bringen, welches seiner schwefelhaltigen, heißen Heilquellen halber im Kaukasus berühmt ist und dessen Mineralwasser — in Hinsicht auf Beschaffenheit und Wirkung — viel Aehnlichkeit mit jenen von Teplitz und Wiesbaden haben.

Was die Einrichtung der Bäder von Pjätigorsk anbelangt, so war seitens des Gouvernements Alles geschehen, um das, was die Natur mit freigebiger Hand spendete, auch auf zweckmäßige Weise zu benutzen. Die verschiedenen Badehäuser waren gut, zum Theil sogar elegant eingerichtet; mehrere Apotheken fanden sich vor, und das große, für sechshundert Mann Raum bietende Militärhospital bot namentlich jenen Kranken viel Hilfe, welche — gleich Werder — infolge von Verwundungen dahin geschickt wurden. Eine große Anzahl geschickter Aerzte fand sich dort vor; namentlich zeichneten sich die persischen Heilkünstler durch medicinische Kenntnisse vortheilhaft aus. Dieselben besitzen überhaupt in Behandlung der gefährlichsten Wunden durch Verbände, welche mit Aufgüssen, Abkochungen u. s. w. der nur ihnen bekannten Gebirgspflanzen befeuchtet sind, ein so unläugbares Uebergewicht über die russischen Wundärzte, daß sogar diese ihnen hierin den Vorrang nicht bestreiten. Werder, welcher sich ebenfalls ihrer Heilkunst anvertraute, hatte seine Heilung einzig und allein ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit zu verdanken.

Und so sei denn auch unsererseits den genialen persischen Aerzten ein herzlicher Dank dargebracht, daß s i e es gewesen, die uns den dereinstigen Helden von Belfort aus schwerer und großer Gefahr errettet.

Allerdings heilte die Wunde nur außerordentlich langsam, und das Jahr 1844 war bereits weit vorgeschritten, ehe Werder daran denken konnte, seine Rückreise nach der Heimat anzutreten.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Lieutenant bis zum General.

Ein glücklicher Hauptmann. — Auf Tolcksdorf. — Selige Zeiten. — Auf jedes Loth Freud' ein Centner Kreuz. — Die treue Schwester. — Ein Toast auf Werder den Werder. — Sprw. 16, 31. — Der Kommandeur der dritten Division.

Herzinnige Freude herrschte zu Glogau in dem Hause der verwittweten Frau Generallieutenant von Werder, als unser junger Held glücklich und wohlbehalten aus dem Kaukasus wieder angelangt war. Wenn er auch keine Lorbeern mit nach Hause brachte, so besaß er doch einen Schatz reicher und werthvoller Erinnerungen, die er um keinen Preis der Welt hätte hergeben mögen. Der beste Beweis dafür ist die Thatsache, daß Werder noch heutzutage gern von seinen Erlebnissen im Kaukasus spricht und bei solchen Gelegenheiten sich in eine gewissermaßen feurige Begeisterung hinein zu reden vermag.

Auf die mannigfachen Strapazen und Entbehrungen aller Art, welche unser junger Pemierlieutenant während der letztvergangenen zwei Jahre hatte ertragen müssen, thaten ihm die Ruhe und Behaglichkeit, deren er sich in der Heimat erfreute, doppelt wohl, ja, er sehnte sich, indem er wieder in das preußische

Heer activ eintrat, sogar mit der Einförmigkeit des Dienstes wieder aus.

So kam es, daß er, der pflichtgetreue Soldat, der nimmer rastende und immer vorwärts strebende Offizier, ziemlich rasch Carrière machte. Aus dieser Zeit des Emporsteigens ist indessen nicht viel Interessantes mitzutheilen, und so müssen wir uns denn in der Hauptsache mit der dürren Wiedergabe der Daten begnügen, welche die Reihenfolge seines Avancements bezeichnen.

Nachdem Werder zwei weitere Dienstjahre als Offizier im preußischen Heere hinter sich hatte, ward er am 17. März 1846 Hauptmann im großen Generalstab und neun Tage später als solcher zum Generalstab des I. Armee-Corps nach Königsberg versetzt.

Im ostpreußischen Lande war es, wo er die glücklichste Zeit seines Lebens verbrachte, war es ja doch auch gleichzeitig das Land, wo er einst das Licht der Welt erblickt und in welchem seine Wiege gestanden hatte, „und ein Mann von Herz wird sich jederzeit dankbar der Wiege erinnern, in welcher er als Kind lag.*)“

Daß Werder dem kleinen Schloßberg im Amte Norkitten, wo damals das Rouquett'sche Dragonerregiment gelegen, seinen Besuch abstattete, kann man sich denken, und daß er als gefühlvoller Mensch all' die Plätze daselbst aufsuchte, an welche sich Erinnerungen knüpften, lag in der Natur der Sache.

Obgleich Schloßberg den Hauptmann Werder in hohem Grade interessirte, so gab es trotzdem im ostpreußischen Lande noch einen andern Ort, den er sozusagen gänzlich in sein Herz geschlossen.

Der Name dieses Ortes lautete Tolcksdorf.

Wir sind zwar nie dort gewesen, dennoch hegen wir die Ueberzeugung, daß die Naturschönheiten Tolcksdorf's nicht eben von besonderer Art sind. Sie waren es denn auch keineswegs, welche unsern Freund anzogen. Etwas ganz Anderes hatte sein Herz bewegt.

Tolcksdorf war der Wohnsitz des Grafen von Borcke, welcher eine einzige Tochter besaß. Um die Gunst Hedwig's

---

*) Eine Aeußerung Friedrich Wilhelm III. gegen Napoleon.

— so lautete der Name der jungen Comtesse — bewarb sich unser Hauptmann, und zwar mit vielem Glück, denn er fand herzliche Gegenliebe. Der alte Graf, welcher den jungen Mann schätzte und achtete, ließ der Herzensneigung seines Kindes freien Lauf, und so währte es denn gar nicht lange, da ward auf dem gräflichen Erbgute zu Tolcksdorf eine Verlobung gefeiert, welcher am 12. Februar des Jahres 1848 die fröhliche Hochzeit folgte.

August von Werder war nun eine Ehemann, und wir können es wohl sagen, ein recht glücklicher. Gott hatte zwei einander verwandte Herzen sich finden lassen in treuer Liebe. Und dennoch sollten der eheliche Bund und das stille Glück von nur kurzer Dauer sein; fünf Jahre waren seit der Vermählung Werder's verflossen und er inzwischen zum Major avancirt, da starb sein inniggeliebtes Weib, indem es einer Tochter das Leben gab.

Mit drei Kindern stand der Wittwer trauernd am Sarge der dahingeschiedenen Gattin. Vorüber und für immer verschwunden war das selige Glück, das er an ihrer Seite verlebt. Wohl drohte das sonst so starke Herz unseres Helden vor Schmerz zu zerspringen, als man in Gräfrath, woselbst Werder damals als Major und Kommandeur eines Landwehrbataillons seinen dienstlichen Wohnsitz hatte, die irdischen Ueberreste der entschlafenen Gattin zur Ruhe bestattete, als der Sarg in die kühle Erde sank und Werder eine letzte Rose — das Sinnbild seiner Liebe — in das offene Grab hinabgleiten ließ.

Ein Soldat kann auch weinen, wenn er am Grabe seines Liebsten steht, und er braucht sich dieser Thränen wahrlich nicht zu schämen.

Die Gräfrather Bürgerschaft, welche Zeuge jener für Werder so überaus schmerzlichen Stunden gewesen ist, gab im Jahre 1871 der doppelten Beziehung, in welcher der berühmte Feldherr zu ihrer Stadt stand, einen sinnigen Ausdruck, indem sie ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte.

Es war für Werder ein großes Glück, daß er eine treue Schwester besaß, welche sich des Verlassenen und seiner mutterlosen Kinder thatkräftig annahm.

Charlotte von Werder, den Eltern August's in jenen schweren Tagen geschenkt, wo — wie wir uns aus einem früheren Kapitel erinnern — der wieder ausgebrochene Krieg das Familienoberhaupt zum zweiten Male in's Feld rief, eilte herbei und übernahm in dem Hause ihres Bruders die Führung des Hauswesens, sowie die Erziehung seiner Kinder.

Sie hat sich seitdem nicht wieder von ihm getrennt, sondern ist ihm treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Ihre schwesterliche Liebe stand ihm tröstend zur Seite, wenn harte Schicksalsschläge auf ihn einstürmten; dafür ist aber auch Werder der treuen Schwester von Herzen dankbar, und es giebt wohl nicht gleich wieder ein erhebenderes Bild von Geschwisterliebe, als dies bei unserm Helden und dem Freifräulein Charlotte der Fall ist.

Am 5. Oktober 1853 war die Gattin Werder's gestorben und ein Jahr später folgte das Jüngstgeborene seiner Mutter in den Tod nach. Somit waren dem schwergeprüften Manne nur noch zwei Kinder geblieben, welche indessen unter dem Schutze Gottes weiter gediehen und jetzt die Freude des berühmten Feldherrn sind.

Hans, im Jahre 1850 geboren, gehört gegenwärtig als Lieutenant dem Garde-Füsilier-Bataillon an, welches einstmals auch seinen Vater zu den Seinigen zählte, während die im Jahre 1852 geborene Tochter Eugenie vor Kurzem sich mit einem hohen Offizier des preußischen Heeres verlobt hat.

Mit großem Schmerze trennte sich Werder von Gräfrath, dessen Kirchhof die theure Lebensgefährtin barg, allein die Pflicht rief ihn am 16. Februar 1856 als Kommandeur des vierten Jägerbataillons nach Sangerhausen. Kaum waren seit seiner Ankunft daselbst drei Vierteljahre vergangen, da erfolgte bereits seine Ernennung zum Oberstlieutenant.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich eine kleine amüsante Scene, die hier ihren Platz finden mag.

Es war nämlich, Werder'n zu Ehren, von Seiten seiner dortigen Freunde ein kleines Festmahl veranstaltet worden. Als die Suppe vorüber war, erhob der Superintendent der Stadt sein Glas und brachte folgenden Toast aus:

„Ich weihe dieses Glas dem Oberstlieutenant von Werder, dem Werder!“

„Wie,“ unterbrach man ihn von verschiedenen Seiten, „ist er denn noch in den Kinderschuhen, ist er nicht schon etwas?“

Nach einer kleinen Pause entgegnete der Superintendent:

„Ich sehe in dem, was er ist, daß er dereinst Großes werden und Großes vollbringen wird. Wir weihen also dieses Glas der deutlich signalisirten, bedeutungsvollen Zukunft des Oberstlieutenants von Werder!“

Nun, und diese Prophezeiung ist glänzend und zugleich rasch in Erfüllung gegangen.

Wenn man erst einmal Oberstlieutenant ist, dann geht's — vorausgesetzt, daß der Diensteifer nicht nachläßt — rasch vorwärts. Mit Ende Mai 1859 schon ward Werder Oberst, und rückte, nachdem er eine Zeitlang ein thätiges Directionsmitglied der Berliner Militär-Central-Turnanstalt gewesen und in Bromberg als Kommandeur der achten Infanterie-Brigade gestanden, zum Generalmajor vor.

Das neidische Schicksal gönnt uns indessen nur selten eine reine Freude, und so sollte denn auch Werder inmitten der seinigen schmerzlich berührt werden. Eines Tages erhielt er aus Merseburg einen schwarzgeränderten Brief. Derselbe kam von seinem drei Jahre älteren Bruder Albert, welcher in genannter Stadt das Amt eines Ober-Regierungsraths bekleidete und in dessen Hause Frau Friederike von Werder, die Mutter unseres Helden, seit mehreren Jahren lebte.

Hastig erbrach Werder das Schreiben, in welchem ihm der sanfte Tod der treuen Mutter gemeldet ward. Sie hatte das hohe Alter von einundachtzig Jahren nahezu erreicht, und das Wort Salomonis paßte trefflich auf sie:

„Graue Haare sind eine Krone der Ehren, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden werden.“

Friede ihrer Asche!...

Eltern und Gattin schliefen im Grabe, während der Sohn und Gatte in seinem Berufe rastlos weiter strebte, dem Geheiß

des seligen Vaters getreu, der ihm noch auf dem Sterbebette zugerufen hatte: „Werde ein braver Soldat!“

Und August von Werder war es nicht nur geworden, sondern er reifte auch zum Helden heran, auf den das gesammte deutsche Vaterland mit freudigem Stolze blickt.

Zwei Jahre sind seit der Mutter Tod verflossen.

Wir finden ihn als Generallieutenant und Kommandeur der dritten Infanterie-Division zu Stettin wieder, wohin er am 9. Mai 1865 gekommen war.

Die Wanderjahre haben für unsern Helden nunmehr ihr Ende erreicht und es beginnt die Zeit seines Ruhms. Diese zu schildern und ihn auf seiner Heldenbahn zu begleiten, sei die Aufgabe der nächsten Abtheilung unseres Buches.

III. Abtheilung.

Held Werder.

Dank Werder, dem Helden, er stand wie ein Leu,
Für König und Vaterland, fest und treu, —
Sein König, er hat ihn hoch geehrt,
Germania reicht ihm Schild und Schwert,
Und Lied und Wort soll fort und fort
Den Werder preisen von Ort zu Ort!

Fünfzehntes Kapitel.

An einem Sonnabend.

Der Leser lernt eine berühmte Bier-Restauration der pommerschen Hauptstadt kennen, macht sodann die Bekanntschaft von Werder's „Wilhelm" und begiebt sich schließlich in die Wohnung des Kommandeurs der dritten Infanterie-Division. — Ausmarsch.

In der Langenstraße zu Stettin steht neben mächtigen Nachbarhäusern ein ziemlich bescheidenes Gebäude, in dessen unterem Stockwerk sich eine Restauration befindet, die den sonderbaren Namen: „Zum luftdichten Schneider!" führt.

Der „Luftdichte" erfreute sich von jeher in den feineren Kreisen der Stettiner Biertrinker großer Beliebtheit, und wie man Denjenigen bedauernd anblickt, welcher in Rom war, ohne den Papst gesehen zu haben, sah man auch auf einen jeden feineren Bierkenner mitleidig herab, der sich in Stettin aufhielt und den „luftdichten Schneider" nicht kannte.

In dem vorderen Restaurationslokal ging es am Abend des Tages, von welchem in diesem Kapitel die Rede ist, äußerst lebhaft zu. Beschäftigte ja doch nichts Geringeres die erregten Gemüther, als die Frage, ob wohl die zwischen Preußen und Oesterreich ausgebrochenen Zwistigkeiten zum Kriege führen würden.

Die Mehrzahl der aus Offizieren und Civilisten bestehenden Gäste neigte sich der letzteren Ansicht zu.

Ein junger Mann von etwa sechzehn Jahren, welcher in Begleitung eines älteren Offiziers kurz zuvor eingetreten war, interessirte sich sichtlich für das Gespräch, wenn er sich auch bescheiden enthielt, daran persönlich theilzunehmen.

Eben legte ein alter Herr, welcher als langjähriger Stammgast des „Luftdichten" einen eigenen Strohsessel hatte und alle Offiziere mit „Kapitän" anredete, Protest gegen die geäußerte Ansicht ein, daß ein Krieg mit Oesterreich kaum noch zu vermeiden sei, und begann, unter Vertilgung diverser „Kalmüser" (ein Magenliqueur), seine politischen Ansichten des Längeren und Breiten zu entwickeln, — als er sich durch die tiefe Baßstimme eines Fremden plötzlich unterbrochen sah, welcher über das ganze Zimmer rief:

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß der Teufel bald losgehen wird. Ich bin vor einer Stunde erst von Berlin hier angelangt; dort ist es bereits seit diesem Mitlag kein Geheimniß mehr, daß das dritte, vierte, fünfte und sechste Corps, sowie die Garden mobilisirt werden, und ich will meine Hand in's Feuer legen, wenn nicht noch heute auch die Ordre für die Pommern anlangt."

Daß diese Worte einen mächtigen Eindruck machten, kann man sich denken, selbst der alte Stammgast fühlte sich wunderbar bewegt, so daß er nicht umhin konnte, abermals zu einem „Kalmüser" seine Zuflucht zu nehmen.

Jener junge Mann, welcher in Begleitung eines älteren Offiziers das Bierlokal besucht, trank hastig sein Glas aus und schickte sich zum Fortgehen an, als ein pommerscher Unteroffizier in die Stube eintrat und sofort auf ihn zueilte:

„Na, dat is jut, Herr Hans, daß ick Sie finde. Ick hatte mer's wol jedacht, daß Sie dem Luftdichten einen Besuch abstatten würden. Sie sollen man gleich nach Hause kommen."

„Es ist doch nichts vorgefallen?" fragte der junge Mann besorgt.

„Gott bewahre," entgegnete der Andere und fügte mit leiser

Stimme hinzu: „Mich scheint, wir marschiren dieser Tage, der Herr Generallieutenant hat eine Dienstdepesche aus Berlin bekommen."

Hans, der Sohn des Helden unseres Buchs, verabschiedete sich von dem älteren Offizier und trat mit Wilhelm, dem getreuen Diener seines Vaters, den Heimweg nach der Lindenstraße an, woselbst die Werder'sche Familie wohnte.

Schon auf der Treppe kam Eugenie ihrem Bruder entgegen und rief ihm zu:

„Hans, denke Dir nur, der Vater zieht in den Krieg!"

„Weiß schon, weiß schon," entgegnete der Bruder und eilte zum Vater, der ihm mittheilte, daß die Mobilmachungsordre für das Pommersche Corps eingetroffen sei.

„Ich zöge freilich lieber gegen Frankreich als gegen Oesterreich," meinte der Generallieutenant, „indessen wer der Feind meines Königs ist, ist auch mein Feind. Wer weiß, wozu dieser Krieg gut ist."

Die Rüstungen gingen rasch vorwärts, und nur zu bald war der Tag erschienen, wo Werder den Seinen Lebewohl sagte und sich an die Spitze seiner Division begab.

In Eilmärschen ward vorwärts gerückt und am frühen Morgen des 17. Juni die sächsische Grenze mit einem jubelnden Hurrah auf den König überschritten, zur nicht geringen Ueberraschung der sächsischen Bevölkerung, die in den Grenzdörfern eben zur Kirche ging.

Ein Theil davon schien große Furcht vor den preußischen Pickelhauben zu haben und war nur mit Mühe durch freundliches Zureden zu beruhigen; Andere glaubten, die pommerschen Regimenter hätten den richtigen Weg verfehlt, und machten den Generalstab gutmüthig darauf aufmerksam, „daß er schon in Sachsen wäre", was natürlich nicht geringe Heiterkeit erregte.

Sechzehntes Kapitel.

Im Walde von Podkost.

Vor dem Felsenschlosse. — Am Morgen des 29. Juni. — Rascher Entschluß, guter Entschluß. — Auf hoher Zinne. — Ein fröhliches Hurrah! — „Vorwärts — marsch!"

Generallieutenant von Werder hatte Befehl erhalten, nachdem die dritte Division die böhmische Grenze überschritten, mit seinen Mannschaften über Podkost und Sobotka auf Gitschin vorzurücken. Auf diesem Marsche mußten die Pommern eine waldige Bergschlucht passiren, welche durch das feste und vertheidigungsfähige Bergschloß Podkost geschlossen und beherrscht ist. Alles, was hier hindurch will, hat zunächst eine Art Schloßhof, dann das Schloßthor selbst zu passiren, in dessen Rücken abermals hohe Felswände aufsteigen, während ein Flüßchen, das sich an dieser Stelle zu einem Wasserbecken erweitert, den Raum zwischen dem Schloßthor und den dahinter gelegenen Felsen ausfüllt. Da die einzige gangbare Straße mitten durch dieses Schloß führt und letzteres eine starke, mit Geschütz versehene feindliche Besatzung hatte, so mußte dasselbe genommen, allenfalls erstürmt werden.

Der Abend war bereits angebrochen, als zwei Kompagnieen vorgesandter Greifswalder Jäger auf die Vortruppen des Feindes

stießen, die theils im Walde, theils hinter einem Verhau steckten. Trotzdem der Mond am Himmel leuchtete, vermochten die absuchenden Jäger, infolge des über den schmalen Weg fallenden Tannendunkels, nur wenig zu erkennen, weshalb denn auch nach einigen Stunden das Gefecht abgebrochen ward.

Aber nicht auf lange. Kaum verkündete ein leichter Schein im Osten den anbrechenden Tag — es war der 29. Juni — als auch schon ein energischer Angriff stattfand. Generallieutenant von Werder leitete persönlich die Sturmcolonnen, an deren Spitze die mit Aexten bewaffneten Pioniere schritten.

Nach einem heftigen Anprall wich der Feind in's Schloß zurück, dem gegenüber jetzt die Pommern hielten.

Sollte man zum Angriff schreiten?

Es schien gewagt.

Alle Zugänge waren verbarrikadirt; der Feind zeigte mehrere Geschütze und einige Bataillone, und entwickelte sehr bald ein energisches Feuer.

Werder war indessen nicht gewillt, längere Zeit mit seinen Mannschaften unthätig stehen zu bleiben. Eben erglänzten die obersten Fenster des alten Felsenschlosses im feurigen Roth der Morgensonne, als unser Held mit seinen Pionieren und Füsilieren gegen die feindliche Stellung vordrang. Mächtig hallten die gegen das Thor der Veste geführten Axthiebe durch die stille Morgenluft, denen endlich ein Krach folgte. Das Thor war eingeschlagen. Schon machte man sich auf einen Kugelregen gefaßt, welchen der Feind als Morgengruß den Pommern schicken werde, — allein es blieb wider Erwarten im Schlosse Alles still und die Füsiliere trafen auf keinerlei Widerstand.

Ueberrascht schauten sich die Mannschaften gegenseitig an, während die Offiziere, sich berathend, zusammentraten. Man kam dahin überein, daß die feindliche Besatzung sich aller Wahrscheinlichkeit nach in das Innere zurückgezogen hatte, um die preußische Infanterie in den Engpaß zu locken und dann von allen Seiten über sie herzufallen.

„Ja aber, Kinder," äußerte Werder, „das bleibt immerhin nur eine Ansicht, — die ebenso gut richtig als falsch sein kann. Gewißheit, das ist die Hauptsache, — und," fügte der unerschrockene Held nach einer kurzen Pause hinzu, „ich werde uns Gewißheit verschaffen."

„Was wollen Sie thun, Excellenz?" rief es von allen Seiten.

Werder lachte verschmitzt, fuhr sich mit der Hand über die Augen und versetzte dann:

„Ich werde ganz einfach den Hauptthurm des Schlosses besteigen. Von ihm aus hat man jedenfalls einen Ueberblick der jenseits liegenden Gegend."

Fast alle Offiziere riethen Werder von diesem höchst gefahrvollen Unternehmen, das mindestens leicht zur Gefangenschaft führen konnte, dringend ab; allein sie predigten tauben Ohren, denn was Werder sich einmal in den Kopf gesetzt, führte er auch durch.

Ohne irgendwelche Begleitung stieg er die dunkle, abgetretene Wendeltreppe hinauf, und als er endlich am Ziele angelangt war und eine Rundsicht gehalten hatte, rief er seinen Mannschaften ein fröhliches Hurrah zu und trat dann eilig den Rückweg wieder an.

Es hatte sich von dem hohen Aussichtspunkte ergeben, daß der Feind mit allen Waffengattungen seinen Abzug begonnen. Die Folge war, daß Werder mit seiner Division sofort den Vormarsch über Sobotka nach Gitschin fortsetzte, in dessen Nähe die Pommern noch am nämlichen Tage, nach einem bei übermäßiger Hitze überstandenen Gewaltmarsch, das glänzende und siegreiche Treffen über die österreichisch-sächsische Abtheilung des Generals Ringelheim liefern sollten.

Mit diesem Gefechte, in welchem der Werder'sche Heldenmuth hellleuchtend zu Tage trat, wollen wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

Siebzehntes Kapitel.

Von Sobotka bis Gitschin.

Unter den sengenden Strahlen der lieben Sonne. – Eine kurze Rast. – Bei Unter-Lochow. – Ein abgekürztes Beweisverfahren und ein Hurrah für unsern Werder. – Vormarsch auf Gitschin. – Ein Werder'sches Heldenstück. – Im nächtlichen Gefecht.

Glühend heiß brannte die Junisonne.

Zum Tod ermattet langten nach zwei Uhr Nachmittags die Pommern in dem Städtchen Sobotka an. Auf dem Markt ward Halt gemacht und Alles eilte an die Brunnen, um den brennenden Durst zu löschen. So sehr der Vormarsch — laut des aus dem Hauptquartier der I. Armee angelangten Befehls, noch am 29. Juni Gitschin zu besetzen — auch drängte, vergönnte Werder den erschöpften Mannschaften dennoch eine kurze Rast. Die müden Soldaten warfen sich in den Schatten der Steinlauben nieder, die in den meisten böhmischen Städten den Marktplatz umziehen, und labten sich an der daselbst herrschenden Kühle, bis endlich der Ruf erscholl: „An die Gewehre!"

Nach wenigen Minuten schon bogen die bestaubten Kolonnen, schwer bepackt und den Sonnenglast auf Helm und Gewehrläufen, nach links in die langgestreckte Baumallee ein, welche von Sobotka nach Gitschin führt.

Eine herrliche Landschaft entrollte sich hier vor den Augen der marschirenden Regimenter. Fruchtbare Kornfelder verschmolzen scheinbar mit saftigen Tannenwaldungen, während in dem blauen Dämmer des Horizonts Höhenzüge und Burgruinen aufstiegen, von denen namentlich die Mauerreste der von Ziska zertrümmerten Burg Trosky auf Meilen hin das Land beherrschen.

Allein die in Staub und Sonnenbrand marschirenden Bataillone hatten kein Auge für das Schöne und Romantische der Landschaft, selbst die kräftigen Lieder waren verstummt, — klebte ja doch die Zunge am Gaumen. Wo ein Brunnen sich vorfand, ward Halt gemacht und sich an dem erfrischenden Naß gelabt.

Plötzlich jedoch erklang in östlicher Richtung entfernter Kanonendonner; die ermatteten Krieger erhoben ihre Köpfe und schauten fragend auf ihren Führer.

Werder ließ ihnen mittheilen, daß dieser Gruß von der unter dem Befehle des Generals von Tümpling stehenden brandenburgischen Division komme, welche ebenfalls gegen Gitschin vorrücke.

Diese Mittheilung wirkte auf die Mannschaften Werder's geradezu elektrisch. Die Müdigkeit war wie abgeschüttelt und in den matten Augen der Söhne Pommerns leuchtete es freudig auf.

„Kommen wir heute noch an den Feind?" erklang es von allen Seiten.

Der Gegner selbst ertheilte die Antwort auf diese Frage, denn kaum hatte gegen sechs Uhr Abends die Avantgarde das Dorf Woharitz passirt, als sie Feuer erhielt.

Man näherte sich dem waldigen Gebirgsterrain von Ober- und Unter-Lochow, das vom Feinde besetzt war. Es währte nicht lange, so befanden sich die Vorhut der pommerschen Division, sowie die im Vordertreffen stehende Infanterie-Brigade im hartnäckigsten Gefecht. Die nachrückende zweite Brigade wollte eben thätig helfend in dasselbe eingreifen, als sie sich plötzlich in ihrer linken Flanke aus dem seitwärts der Straße sich hinziehenden felsigen

Waldterrain — den sogenannten Prachnower Felsen — durch lebhaftes Gewehrfeuer angegriffen sah. Natürlich mußte sie gegen den auf dieser Stelle ganz unerwartet erschienenen Feind Front machen, welcher der österreichischen Brigade Abele angehörte und von Norden her durch den fast unzugänglichen Wald den Pommern in die Seite zu fallen suchte und durch ein anhaltendes Feuergefecht den Vormarsch aufhielt, zumal das Feuer diesseits erwiedert ward.

Dieser Aufenthalt erschien dem Generallieutenant von Werder mehr als unerwünscht, zumal er wegen des bei Unter-Lochow gefundenen hartnäckigen Widerstandes der Oesterreicher gefährlich werden konnte.

Da der Abel'schen Brigade der Durchbruchsversuch nicht gelungen war, so hielt es Werder für sehr wahrscheinlich, daß die feindliche Abtheilung, schon um nicht abgeschnitten zu werden, sich in ihre Waldverstecke wieder zurückziehen würde.

In dieser Voraussetzung begab unser Held sich zu der angegriffenen Brigade seiner Pommern, ließ das Feuern einstellen und befahl den directen Vormarsch auf Lochow.

„Es befindet sich aber noch österreichische Infanterie im Walde," meldete man ihm mehrseitig.

„So?" gab Werder lakonisch zurück, „na, dann muß man sich einmal auf's Recognosciren legen."

Und ohne ein Wort weiter zu sagen, begab sich der General, ohne jedwede Begleitung, in die Nähe des Waldes und ritt — zum Staunen der aus der Ferne zuschauenden Pommern — am Rande des Waldes mit möglichst vielem Geräusch auf und ab. Und ebenso ruhig, wie er der feindlichen Position entgegen geritten, kam er nach zehn Minuten wieder zu den Seinen zurück und sagte:

„Nee, Kinder, Ihr seid falsch berichtet. Der Feind ist jedenfalls in das Innere des Waldes zurückgegangen, sonst hätte er gewiß auf mich geschossen. Unser Weitermarsch wird nicht mehr beunruhigt werden, darum nur immer frisch druff zu."

Einen Augenblick starrten Soldaten und Offiziere ihren

Führer an, dann aber brachen sie sammt und sonders in ein donnerndes Hurrah aus. Das abgekürzte Beweisverfahren des Generals hatte ihre Bewunderung für ihn erregt.

Uebrigens — soll 's ihm Einer nachmachen!...

Drei Stunden währte der Kampf um Unter-Lochow, bis endlich die tapferen Pommern den blutigen Sieg erstritten hatten. Der Abend dämmerte und die Mannschaften waren von dem zurückgelegten neunstündigen Marsch, sowie von der Anstrengung des Gefechts gänzlich erschöpft.

Wohl that es unserm Werder weh, seine abgematteten Krieger zu erneuter Thätigkeit anfeuern zu müssen, indessen blieb ihm nichts Anderes übrig, da der Befehl des Höchstkommandirenden auf's Bestimmteste lautete: „Gitschin im Laufe des 29. zu besetzen."

„Kinder," wandte sich Werder an seine Mannschaften, „ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt noch einmal all' Eure Kräfte zusammen nehmen. Wir müssen heute bis nach Gitschin kommen. Na, ich denke, es wird gehen, wie? 's ist ja nur noch eine halbe Stunde bis dorthin. Also vorwärts, Kinder!"

Derartige herzliche Ansprachen bewirken gewöhnlich Wunder; dies war auch diesmal der Fall. Die Pommern marschirten, daß es eine Freude war. Freilich mochte die Aussicht, in Gitschin den qualvollen Durst nach Herzenslust löschen zu können, wohl auch mit über die Müdigkeit hinweghelfen, zumal in den Dörfern, welche man bisher berührt, Wassermangel geherrscht hatte.

Im dämmernden Abend, auf der staubigen Chaussee und über niedergetretene Getreidefelder weg, zogen die Kolonnen lautlos auf die im Dunkel liegende Stadt zu. Fortwährend wurden Gefangene eingebracht; wo der Feind sich setzte — wie z. B. in einzelnen Gehöften am Wege — ward sein Widerstand schnell gebrochen.

Dicht vor Gitschin fand sich Wasser, das zwar schlecht und lehmig, dennoch aber ein Labsal für die halbverdursteten Krieger war. Vorgeschickte Patrouillen brachten alsbald die Meldung, daß die Stadt unbesetzt sei; dennoch ließ Werder vorerst seine Truppen

vor dem Westeingange von Gitschin ein Biwak beziehen, und zwar aus folgenden Gründen:

Während die Pommern bei Unter-Lochow siegreich vorgingen, rückte von Norden her, auf einem durch das felsige Waldgebirge von diesem Schlachtfelde ganz getrennten Wege, die brandenburgische Division des Generals von Tümpling ebenfalls gegen Gitschin vor und lieferte auf diesem Wege den Oesterreichern und Sachsen ein gleichfalls siegreiches Treffen. Da inzwischen völlige Dunkelheit eingetreten war, so mußte, um gefährliche Mißverständnisse zu vermeiden, eine Erkundung des Anmarsches der Tümpling'schen Division unternommen werden.

Werder war von jeher ein Mann der raschen That, und so hielt er es denn auch bei diesem Falle für das Beste, selbst die gefährliche Recognoscirung auszuführen.

Nur von einer Ordonnanz begleitet, ritt er hinaus in die tiefe Finsterniß.

Die größte Stille herrschte ringsum. Nirgends ein Laut, — die gesammte Natur schien in einem todtenähnlichen Schlaf zu liegen.

Werder näherte sich mit seiner Ordonnanz eben einem Getreidefeld, als er plötzlich sein Pferd zügelte. Aus dem Felde kam ein verdächtiges Geräusch, das sich — wenn auch noch so leise — verschiedene Male wiederholte.

„Wer da?" rief Werder muthig in die Nacht hinaus, „Antwort geben oder wir feuern!"

Eine kleine Pause folgte diesen Worten, dann rief es aus dem Getreidefeld herüber: „Wir bitten halter um Pardon." Und gleich darauf krochen mehrere Personen aus dem Felde heraus, die sich jetzt als versprengte Oesterreicher kund gaben. Sie hatten sich in jenes Getreidefeld geflüchtet, um wenigstens die Nacht über vor Ueberrumpelung sicher zu sein. Durch das Pferdegetrappel und das Säbelklappern waren sie in die Besorgniß versetzt worden, durch Kavallerie aufgegriffen zu werden.

Das Ende vom Lied bestand darin, daß unserm Helden drei feindliche Offiziere ihren Degen übergaben und viel-

Infanteristen, die sich im Korn leicht hätten vertheidigen können, sich ihm als Gefangene stellten.

Werder mußte sehr an sich halten, um über dieses Abenteuer nicht hell aufzulachen; er kehrte äußerst vergnügt mit seinem kleinen Gefangenentransport in's Biwak zurück, woselbst natürlich das Erstaunen über den nächtlichen Aufzug außerordentlich groß war.

Es war mittlerweile elf Uhr geworden, und da abermals nach Gitschin gesandte Patrouillen die Botschaft brachten, daß die Stadt unbesetzt sei, so gab der Corpsführer der Pommern — General von Schmidt — die Erlaubniß zum Einmarsch eines Füsilier-Bataillons, an dessen Spitze Werder die Stadt betrat.

Das Bataillon war jedoch von der Brücke am Thor in der nach dem Ring (Marktplatz) führenden Straße kaum einige hundert Schritte vorgegangen, als es durch plötzliche Gewehrsalven aufgehalten wurde. Das Feuer erfolgte sowohl in der Front vom Markte her, als auch aus den Häusern auf beiden Straßenseiten, und war so plötzlich, daß die vordersten Sectionen stutzten und bei der Ungewißheit, woher der Angriff kam und mit welchem Feinde man es eigentlich zu thun hatte, eine rückgängige Bewegung machten.

Woher war denn eigentlich der Feind so schnell gekommen?

Diese Frage löste sich bald.

Um den Rückzug der von der dritten Division geworfenen Oesterreicher und Sachsen zu decken, war die sächsische Leib-Brigade ausersehen worden. Sie hatte Befehl erhalten, Gitschin zu besetzen und den etwa nachrückenden Feind an dieser Stelle festzuhalten. Um elf Uhr, als pommersche Patrouillen die Stadt betreten hatten, war diese allerdings unbesetzt gewesen, denn die österreichischen Brigaden waren glücklich aus der Stadt hinaus und die sächsische Leib-Brigade noch nicht hinein. Eine halbe Stunde später aber hatte sich die Situation geändert; die sächsische Brigade war von Norden her eingerückt und hatte den großen Ring der inneren Stadt, sowie alle Zugänge zu demselben besetzt.

So traf es sich, daß die eine halbe Stunde vor Mitternacht von der sogenannten Holiner Vorstadt nach dem Marktplatz vor-



Werder und seine Gefangenen auf der Recognoscirung bei Gitschin.

rückenden Pommern ganz unerwartet auf den Feind stießen, der nicht verfehlte, ein heftiges Schnellfeuer gegen sie zu eröffnen.

Werder hielt während dieses kritischen Vorganges neben der Spitze des Füsilier-Bataillons zu Pferde unter einer brennenden Straßenlaterne. Wie leicht hätte er, bei der vollen Beleuchtung seiner Person, das Ziel aller dieser in der Dunkelheit abgefeuerten Schüsse sein können! Dennoch blieb sowohl er als sein Pferd von Kugeln unberührt. Der Held stand zweifellos unter dem Schutze Gottes, welcher ihn zu noch Größerem bestimmt hatte.

Diese Tollkühnheit Werder's, der wir in dem Feldzuge gegen Frankreich noch oft begegnen werden, ist ein Grundzug seines Charakters, der schon — wie wir gesehen — in frühester Jugendzeit ein gewisses wildes, unbändiges Wesen nicht verläugnen konnte.

Da es sich zur Genüge erwiesen hatte, daß die Stadt Gitschin vom Feinde noch stark besetzt war, eine Occupation des Ortes mit nächtlichem Straßenkampf aber nicht in der Absicht der kommandirenden Generale lag, so wurde die Besetzung der Stadt aufgegeben, das Bataillon jedoch, nach einer kurzen Ansprache Werder's, nochmals bis zum Marktplatz, und zwar unter Trommelschlag vorgeführt, damit die in die Seitenstraßen der Stadt entsendeten Patrouillen sich wieder anzuschließen vermochten.

Am Markte angekommen, erhielten die Pommern zum zweiten Male das heftige, concentrirte Feuer der Sachsen, erwiederten indessen dasselbe in voller Regelmäßigkeit und Ruhe, und kehrten sodann auf Befehl des Generals Werder in das Biwak vor dem westlichen Thor zurück.

Gitschin wurde noch in derselben Nacht nach vorausgegangenen siegreichen Gefechten von den Vortruppen der brandenburgischen Division besetzt. Der Kampf bei und in Gitschin war ein großer strategischer Erfolg, denn die bisher getrennt gewesenen preußischen Armeen vermochten sich nunmehr unbehindert die Hand zu reichen, kein Feind stand mehr zwischen ihnen.

Daß unser Held einen rühmlichen Antheil an diesem großen Erfolg gehabt, ist uns bekannt. Der Lohn blieb für ihn nicht

aus, denn König Wilhelm ehrte ihn durch Verleihung des Ordens pour le mérite.

Obgleich die dritte Division sich an dem großen Schlachttage von Königgrätz ebenfalls tapfer gehalten hat, so war ihre Rolle dennoch eine mehr untergeordnete, weshalb wir denn auch auf diesen Ehrentag des preußischen Waffenruhms hier nicht weiter eingehen.

Wir kehren vielmehr mit unserm Helden und seiner Division, nach abgeschlossenem Frieden, wieder nach Stettin zurück, das seinen tapferen Kriegern einen würdigen Empfang bereitete.

Achtzehntes Kapitel.

Vater Werder.

Unser Held als Haus- und Familienvater. – Einiges aus seinem alltäglichen Leben.

Der Name Werder ging schon damals preisend von Mund zu Munde, wenn auch vorerst noch mehr in Soldatenkreisen als in der großen Masse des deutschen Volks. Die Pommern hatten gewaltigen Respect vor dem Heldenmuthe ihres Generals, der in seiner Tollkühnheit vielleicht einzig dasteht, und die Worte eines schlichten Soldaten waren in der That bezeichnend, indem derselbe – in sein Dörfchen zurückgekehrt – zu Eltern und Geschwistern äußerte:

„Nu bruken mer uns vör Niemand mehr tau förchten unn de Franzosen söllen sick nur jo vörseihen, datt der Werder se nich bi's Kanthaken krigt (beim Schopfe nimmt), denn dei hätt den Düwel im Liw."...

Der schlichte pommersche Bauer hat, wie die Erfahrung gelehrt, mit dieser prophetischen Aeußerung den Nagel auf den Kopf getroffen. Bevor wir indessen unsern Helden auf seinem großen Siegeszug gegen die Franzosen begleiten, wollen wir noch einen kurzen Blick auf seine Häuslichkeit, sowie auf sein Walten als Familienvater werfen.

Ein Mann wie er, in dessen Brust ein so warmfühlendes, edles Herz schlägt, muß auch ein liebender und zärtlicher Vater sein. Ja, und der General ist sogar ein äußerst besorgter Vater, der für seine Person nichts, dagegen für die Seinen nur um so mehr fürchtet.

Hans, der Stammhalter der Werder'schen Familie, besuchte in den sechziger Jahren das Gymnasium zu Stettin und unternahm von Zeit zu Zeit mit seinen Schulkameraden größere Ausflüge in die Umgegend. Obgleich dieselben stets mit Bewilligung des Vaters stattfanden, so überkam letzteren dennoch immer eine große Besorgniß, wenn der Abend nahte und der Sohn noch nicht zurückgekehrt war. In solchen Fällen wurde dann unser Freund Wilhelm, der treue Diener, auf die Suche ausgeschickt, von welcher er häufig erst gegen zehn oder elf Uhr resultatlos zurückkehrte. Werder begrüßte ihn dann gewöhnlich mit der frohen Kunde: „'s ist schon gut, Wilhelm, Hans ist bereits zurück".

Nun muß man aber ja nicht glauben, daß Vater Werder infolge dieser Besorgnisse seine Kinder verzogen hätte. Er war im Gegentheil ziemlich streng gegen sie, was schon daher kam, daß in seinem Hause eine militärische Ordnung und Pünktlichkeit herrschte.

„Des Hauses immer gleichgestellte Uhr" hätte man füglicherweise nach Schiller sagen können, denn ein Tag ähnelte hier dem andern. Zur bestimmten Stunde ward aufgestanden und gearbeitet, und zur bestimmten Stunde wieder in's Bett gegangen. Dabei mußte Alles fein säuberlich und ordentlich ausschauen und jedes Buch, ja, jedes Stück Papier seinen bestimmten Platz haben.

Die Kinder sind jetzt erwachsen, dennoch weicht der General von der gewohnten Hausordnung nicht ab, und möge es uns gestattet sein, in Kurzem seine tägliche Lebensweise mitzutheilen.

Die Thurmglocke hat die sechste Morgenstunde verkündet. Wir treten mit Wilhelm in das Schlafzimmer des Generals

ein. Was für ein bescheidener, einfacher Raum! Die Wände sind nicht tapezirt, sondern nur geweißt. Auf der einen Seite steht ein Kleiderschrank und ihm gegenüber das von einer spanischen Wand umgebene Bett mit der harten Matratze. Dazu gesellt sich noch ein Waschtisch — und die Aufzählung des Meublements ist beendet. Ueber dem Bett hängt das Bildniß König Wilhelm's und ihm gegenüber jenes von Werder's Gemahlin. Diesen beiden, von ihm so innig geliebten Personen gilt sein erster Morgengruß.

Wilhelm räuspert sich und spricht:

„Excellenz, 's ist Schlag sechs Uhr!" Dann entfernt er sich wieder.

Oft vergeht eine volle Stunde, bevor der General sich von seinem Lager erhebt; er schläft nicht mehr, sondern ertheilt seinen Gedanken Audienz. Nachdem er die erste Toilette gemacht, schlüpft er in einen schwarzen Hausrock und begiebt sich in das neben seiner Arbeitsstube gelegene Familienzimmer, wo er mit den Seinigen Kaffee trinkt und die mit der Post eingegangenen Briefe und Zeitungen durchliest.

So geschieht's im Sommer; im Winter dagegen steht der General eine Stunde später auf, und es hat ganz den Anschein, als ob er sich in dieser Hinsicht stracks nach der Post richte, welche in der kalten Jahreszeit gleichfalls erst gegen 8 Uhr Morgens zu expediren beginnt.

Nach dem Frühstück begiebt Werder sich in sein Arbeitszimmer, welches groß und geräumig ist. Dicht am Fenster steht der mit einem hohen Aufsatz versehene Schreibtisch und nicht weit davon ein kleines Sopha, auf welchem der General seine Mittagsruhe zu halten pflegt.

Zwischen 11 und 12 Uhr nimmt er das zweite Frühstück ein, häufig läßt er es aber auch ganz bei Seite, wie er denn überhaupt nicht viel auf's Essen hält.

Ist der Morgen schön, oder finden größere Truppenübungen statt, so reitet Werder aus und läßt sich dann vor Nachmittags zu Hause nicht mehr sehen, denn gegen 12 Uhr begiebt er sich auf's

Bureau, nimmt die Vorträge und Meldungen entgegen und verweilt daselbst in der Regel volle zwei Stunden.

Punkt 3 Uhr langt er jedoch wieder zu Hause an und speist mit seiner Familie zu Mittag. Der Küchenzettel weist in der Regel fünf Gänge auf, nämlich: Suppe, Gemüse, Braten, süße Speise und Dessert. Von alledem nimmt der General aber wenig zu sich, freut sich dagegen herzlich, wenn die Seinen bei gutem Appetite sind.

Unmittelbar nach Tische trinkt der General Kaffee, wobei er abermals wieder die mit der Post angekommenen Sachen durchliest. Ist dies geschehen, so kehrt er in's Arbeitszimmer zurück und hält dort auf dem kleinen Sopha ein Stündchen Siesta, d. h. er brennt sich eine Cigarre an und überläßt sich seinen Gedanken, die ihn gar oft in längstentschwundene Zeiten zurückversetzen. Und wie ist denn das auch anders möglich, hängt ja doch dicht über dem Sopha das Bild seines Vaters, des ehemaligen Rittmeisters im Rouquett'schen Dragonerregiment. In solcher Umgebung müssen ja wohl die Bilder von 1813 wieder auftauchen, und immer weiter geht's bis tief in den Kaukasus hinein, über Berge und durch Flüsse, den Tschetschenzen entgegen, in's blutige Gefecht, bis plötzlich die tückische Kugel kommt und ihm den Oberarm zerschmettert, — — da erwacht der General aus seinen Träumen. Die Zimmeruhr schlägt fünf, die Stunde der Ruhe ist vorüber.

Werder springt vom Sopha empor, fährt sich noch ein paar Male über das Gesicht, gleichsam als wolle er dadurch gewaltsam die Erinnerungen von sich scheuchen, und abermals beginnt für ihn die Arbeit. Er setzt sich an den Schreibtisch und ist bald darauf in ein tiefernstes Studium versunken, in welchem ihn Niemand stören darf.

Da endlich hebt der Hammer der Uhr aus und verkündet die achte Abendstunde und die Thurmglocke brummt gemächlich nach, — da spritzt Werder die Feder aus und erhebt sich von seinem Sessel.

Der Feierabend ist nun für ihn gekommen und er begiebt sich in's Familienzimmer, aus welchem ihm bereits fröhliche Stimmen entgegenschallen.

Die Vorbereitungen für den Abend sind seitens der sorgsamen Schwester beendet. Da winkt zunächst der sauber gedeckte Theetisch mit dem kleinen, brummenden Wasserkessel, welcher in der Mitte des Tisches seinen Platz erhalten hat, — und die Familie läßt sich davor nieder zum gemeinsamen Abendessen, das gar oft gewürzt wird durch den prächtigen Humor des Hausvaters. Kaum ist indessen der Thee getrunken, so erheben sich die Herrschaften und begeben sich an einen andern Tisch, auf welchem Bücher, Spielkarten und die sorgfältig geordneten Rauchrequisiten des Generals liegen. Wilhelm erscheint und stellt vor den General ein Glas hin, das er mit schäumendem Bier füllt, indeß Vater Werder sich mit aller Behaglichkeit eine Cigarre anzündet.

Nun wird entweder aus einem interessanten Buche vorgelesen, oder aber ein Spielchen Whist gemacht, bis schließlich zwischen zehn und elf Uhr der General das Zeichen zum Aufbruch giebt. Dann erfolgt ein herzliches Gutenacht und Alles geht zu Bett.

Werder begiebt sich in sein einfaches Schlafzimmer und schläft, den letzten Blick auf seinen König gewandt, endlich ein.

So etwa ist die tägliche Lebensweise unseres Helden — bescheiden und einfach, wie er selber. Aber eine innere Zufriedenheit spricht aus ihr, um die ihn sicher so Mancher mit Recht beneiden darf.

Neunzehntes Kapitel.

1870.

„Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Wir wollen ein Liedlein Euch singen
Von dem, was die schleichende List Euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt Ihr zahlen, heraus sollt Ihr geben,
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!"

Unser Held ging nun bereits seinem zweiundsechzigsten Lebensjahre entgegen. Er hatte auf seiner langen Pilgerbahn gar Manches erlebt, viele Erfahrungen gesammelt und dem Dienste des Vaterlands gewissenhaft seine Kräfte gewidmet. Er konnte zufrieden auf seine Vergangenheit zurückschauen und dennoch that er es nicht. Was er für König und Vaterland gethan, genügte ihm noch nicht, sein Heldenherz sehnte sich nach aufopfernden Thaten; denn noch fühlte er sich in voller Manneskraft, noch rollte ein feuriges Blut in seinen Adern, den zweiundsechzig Jahren, die er zählte, gewissermaßen zum Trotz. Und in der That war ihm das Alter nicht anzusehen, es beugte ihn in keinerlei Weise und er ist noch heutzutage das Muster eines strammen Soldaten.

Aus den etwas zusammengekniffenen blauen Augen leuchtet Muth und Ehrlichkeit, um die Lippen lagert Entschlossenheit, und die sich abwärts neigende, markirte Linie der Mundwinkel zeigt

deutlich an, daß der General auch zornig sein und, wenn er es für nöthig findet, mit einem Blücher'schen echt deutschen Millionendonnerwetter aufwarten kann. Dabei ist er von einer bewundernswerthen Lebhaftigkeit, die einen raschen, ja sogar jähen Wechsel der Gefühlsstimmungen zuläßt.

Wer sich einer derartigen geistigen Aufgewecktheit erfreut, ist nicht alt, und wenn er noch so viele Jahre zählte. Somit war es denn auch kein Wunder, daß Werder, gleich einem Jünglinge, noch immer in seiner Brust den Drang nach Thaten fühlte.

Seit dem Jahre 1866 hatte nur ein einziges Mal sein Herz höher geschlagen und dies war gelegentlich eines großen Corpsmanövers gewesen, welches bei Stargard in Pommern im Jahre 1869 stattgefunden, und dem König Wilhelm beigewohnt hatte.

Bei dieser Gelegenheit konnte Werder sein strategisches Talent so recht aus Herzensgrunde offenbaren, und er legte in der That so glänzende Proben davon ab, daß ihm sein königlicher Kriegsherr den Rothen Adler-Orden erster Klasse verlieh.

Nach dem Vorausgeschickten kann man sich ungefähr die Stimmung vergegenwärtigen, welche unsern zweiundsechzigjährigen Helden überkam, als im Frühling des Jahres 1870 an der Westgrenze des deutschen Vaterlandes drohende Wolken aufstiegen und der gallische Hahn sein heiseres Krähen vernehmen ließ.

Es giebt Menschen, welche bei einem aufsteigenden Gewitter sich frischer und kräftiger als gewöhnlich fühlen; zu ihnen gehörte Werder. Je dunkler und drohender das Gewölk ward, desto stürmischer pochte sein Herz.

Vor seinem Lebensende noch einmal dem Franzmann gegenüberstehen zu können, das war ja von jeher sein sehnlichster Wunsch gewesen. Seine ganze Jugendzeit stand wiederum vor seinem geistigen Blick; vor seiner Seele stieg jener bedeutsame Morgen auf, an welchem er als fünfjähriger Knabe an des Vaters Hand durch die Straßen Breslaus gewandert und mit dem alten Blücher zusammengetroffen war. Ein General wollte er dereinst werden, — so hatte er zu der greisen Excellenz geäußert,

und diese hatte ihn daraufhin bei der Hand gefaßt und ihn weiter gefragt: „Und wenn Du dann wirklich ein General geworden bist, was wirst Du da thun?"

„Die Franzosen schlagen," war des kleinen Lockenkopfs Antwort gewesen.

Und nun sollte sich, nach einem Zeitraume von siebenundfünfzig Jahren, die naive Aeußerung des Kindes bewahrheiten.

„Wenn's Gottes Wille ist!" fügte Werder seinen Gedanken hinzu...

Es war am 19. Juli.

König Wilhelm hatte Ems verlassen und kehrte nach Berlin zurück. Noch waren die Würfel nicht gefallen und Alles sah in ganz Deutschland in gespannter Erwartung der nächsten Zukunft entgegen.

Vater Werder saß daheim bei den Seinigen, als unerwartet der getreue Wilhelm in's Zimmer stürzte und athemlos rief: „Excellenz, Frankreich hat gegen Preußen den Krieg erklärt. Die hiesige Kaufmannschaft hat eben eine aus Paris erhaltene Depesche an den Straßenecken anschlagen lassen!"

Eine tiefe Pause folgte diesen Worten; im Zimmer war nichts zu vernehmen als das theilnahmlose Ticktack der Wanduhr. Endlich aber streckte sich Werder, in seinen Augen blitzte es hell auf und mit einer unnachahmlichen Betonung sagte er: „Recht so, die Franzosen müssen Prügel kriegen!"

Das war Alles, was er sagte, allein es war genug, denn es lag in diesen wenigen Worten unendlich viel — eine Prophezeiung, nicht entstanden aus Ueberhebung, nein, sondern hervorgerufen durch ein festes Vertrauen auf Gott und auf die Fortschritte, welche Preußen seit 1813 in seinem Heerwesen gemacht.

„Die Franzosen müssen Prügel kriegen!"

Das war für unsern Helden eine unabweisbare Nothwendigkeit; wohin sollte es auch führen, wenn den prahlhänsigen Parisern nicht einmal gründlich der böse Mund gestopft wurde.

Mit einem herzinnigen Gebet zu Gott, das deutsche Land

vor den wälschen Horden zu schützen und die deutschen Waffen zu segnen, — schloß unser Held an jenem denkwürdigen 19. Juli sein Tagewerk und begab sich zeitig zur Ruhe.

Allein der Schlaf schien ihn lange zu fliehen, denn Wilhelm, dessen Stübchen an das Schlafzimmer seines Herrn stieß, hörte diesen noch zu wiederholten Malen in längeren Zwischenpausen laut und vernehmlich die Worte sprechen:

„Recht so, recht so, — die Franzosen müssen Prügel kriegen!"

Zwanzigstes Kapitel.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“

Bei der Armee des Kronprinzen. — Seitwärts abmarschirt! — Im Hauptquartier zu Mundolsheim. — Werder und die Großmutter. — Weintraubenkuren sind auf Vorposten verboten. — In der Nacht des 30. August. — Der Oberonkel. — Eine originelle Art, dem Feinde Siegesdepeschen zu illustriren. — Das Ende der Belagerung. — Der errettende Ritter.

An demselben 19. Juli, an welchem sechzig Jahre früher der Schutzengel Preußens, die edle Königin Luise, zur ewigen Ruhe eingegangen war, langte in Berlin die offizielle Kriegserklärung Frankreichs an und rief einen Sturm vaterländischer Begeisterung hervor, der jenem von 1813 bis auf's Haar ähnelte. So eifrig Deutschland den Frieden zu bewahren auch seither bemüht gewesen, so war es jetzt jedoch fest entschlossen, den Krieg mit Aufwand aller Kräfte durchzuführen. Einem Jeden drängte sich die Ueberzeugung auf, daß die Zeit gekommen sei, mit dem unruhigen Nachbar und dem dritten Napoleoniden, dessen Thron längst wankend geworden, einmal gründlich abzurechnen; seit Jahren hatten Handel und Wandel unter den Launen und der Anmaßung des französischen Störenfrieds zu leiden gehabt; darum hieß es jetzt: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!“

Held Werder folgte dem Rufe seines Kriegsherrn und reiste am 21. Juni nach Berlin. Vorläufig blieb er an der Seite des Kronprinzen, dessen III. Armee er zugetheilt ward und mit welchem er sich vier Tage später über München, Stuttgart, Karlsruhe und Mannheim zur Armee begab.

Damals kannten die Bewohner jener Residenzen den schlichten Mann in der Generalsuniform freilich noch nicht, und keine Menschenseele ahnte, welche großen Dienste er dem Vaterlande in kurzer Zeit leisten werde. Am allerwenigsten ahnte aber wohl das badische Volk in ihm seinen Erretter, dem es so tief zu Dank verpflichtet werden sollte.

Am 3. August, an welchem Tage der Vormarsch der III. Armee nach der Lauter erfolgte, übernahm Werder das Kommando über die württembergische und badische Division.

Am Tage nach der Schlacht bei Wörth begann der westliche Vormarsch der III. Armee gegen die Mosellinie; jedoch fiel ihr vorher noch die Aufgabe zu, von einem Theile ihrer Truppen, zur Rückendeckung, die kleinen Vogesenfestungen Lützelstein, Lichtenberg, Bitsch und Pfalzburg, sowie das starke und wichtige Straßburg cerniren zu lassen.

Zu diesem letzteren Zweck ward die badische Division von der dritten Armee abgezweigt und marschirte direct auf Straßburg zu. Werder schloß sich ihr an, obwohl die badischen Truppen den Generallieutenant von Beyer zum Führer hatten. Erst am 14. August ging das Oberkommando der Cernirungstruppen, welche im weiteren Verlaufe der Belagerung durch die Gardelandwehr-Division und die erste Reserve-Division verstärkt wurden, in die Hände Werder's über, da der badische Generallieutenant von Beyer erkrankte.

Von diesem Zeitpunkte an trat unser Held in ein specielles Verhältniß zur badischen Division, deren Truppen nach glorreichem Kriege auch im Frieden seiner wackern Hand anvertraut bleiben sollten.

Das Hauptquartier ward in dem ziemlich eine Meile nördlich

von Straßburg gelegenen Dorfe Mundolsheim aufgeschlagen, und zwar in einem begüterten Bauernhause.

Die Familie, deren originellstes Glied eine hochbetagte Großmutter war, kam, wie überhaupt die gesammte Bevölkerung des Orts, ihrer hohen Einquartierung außerordentlich freundlich entgegen, zumal sie einsah, daß die „dütschen" Soldaten recht manierliche Leute waren, die sogar — ganz entgegengesetzt dem französischen Militär — fleißig den Gottesdienst besuchten.

Die Wirthsleute Werder's beeiferten sich daher, ihrem Gaste ein möglichst bequemes Quartier einzurichten, und holten das Beste von Möbeln zusammen.

Als der General dies merkte, sagte er jedoch: „So laßt doch die Sachen stehen, wie sie stehen, und macht keine Umstände. Wir sind im Felde, da braucht man doch wahrlich keinen Salon."

Und in der That ruhte er nicht eher, als bis die Wirthsleute von ihrem Vorhaben abstanden. Die Letzteren zeigten sich indessen während der ganzen Belagerung so liebenswürdig, daß alsbald zwischen ihnen und den Stabsoffizieren ein freundschaftliches Verhältniß zu Stande kam. Man ward familiär und selbst Werder nannte die alte Bäuerin nie anders als „Großmutter". Was diese anlangte, so nahm sie sich in ihrer Naivetät ebenfalls kein Blatt vor den Mund, wie man zu sagen pflegt, und eines Tages, als Werder gerade sehr übler Laune war und Jeder seiner Untergebenen ihm gern aus dem Wege ging, fragte sie ihn in unerschrockenster, treuherzigster Weise:

„Habet Ihr wieder Euern wüsten Tag? Ei nu, das muß ich schon sage, Herr General, grob könnet Ihr sein, daß es 'ne Freude ist, — aber ich sage immer, die groben Leut' sind auch die besten Leut', und das scheint mir auch bei Euch der Fall zu sein."

In der That befand sich denn auch Werder größtentheils in einer aufgeregten Stimmung, wie dies bei seinem Temperamente ganz natürlich war. Von früh bis spät entfaltete er eine rastlose Thätigkeit und keiner der Vorposten war vor seiner plötzlichen Inspection sicher. Denselben Eifer und die gleiche aufopfernde

Diensttreue, welche ihm eigen waren, forderte er jedoch auch von jedem Andern, und wo er auf Nachlässigkeiten stieß, mochten dieselben auch noch so geringfügig sein, setzte es jederzeit ein nicht gelindes Donnerwetter.

Wir wollen nur einen dieser kleinen Vorfälle aufzeichnen.

Die Mehrzahl der Vorposten stand inmitten von Weinbergen und ließ sich die in den Sonnenstrahlen erglühenden Trauben trefflich munden. Ganz besonders war es die preußische Landwehr, welche wacker zulangte und dieses herrliche Geschenk der Natur, das ihnen das rauhere Klima ihrer nordischen Heimath versagte, in Uebermaß genoß. Die Folgen blieben selbstverständlich nicht aus, und so mancher der Landwehrmänner sah sich veranlaßt, auf eine kurze Zeit seinen Posten zu verlassen.

Als Werder davon Kenntniß erhielt, wetterte er denn auch ganz gehörig und hatte vollständig recht, in seinem Zorne auszurufen: „Himmelmillionendonnerwetter, wir sind doch wahrhaftig nicht vor Straßburg, um Weintraubenkuren anzustellen!" Und Tags darauf erschien ein geharnischter Corpsbefehl, laut welchem das Traubenessen auf Vorposten strengstens verboten ward . . .

Das weiche, gemüthvolle Herz unseres Helden, das er selbst dem Feinde gegenüber zeigte, wie dies die mehreren Familien Straßburgs gewährte Erlaubniß zur Auswanderung, sowie die Zuführung von Medicamenten in die belagerte Stadt zur Genüge bewies, — mußte sich nur zu bald von der Pflicht zum Schweigen bringen lassen. Die feindliche Artillerie richtete nämlich unausgesetzt ein lebhaftes Feuer gegen das auf dem linken Rheinufer gelegene Kehl, das infolge dessen in Brand geschossen und theilweise eingeäschert wurde. Die beim Kommandanten Straßburgs gegen dieses Verfahren erhobenen Proteste blieben unbeachtet, und so konnte General Werder nicht länger Bedenken tragen, das gleiche Mittel gegen die Festung in Anwendung zu bringen. In der Nacht vom 23. zum 24. August ließ er auf beiden Rheinufern Batterieen für 56 Belagerungs- und 54 Feldgeschütze erbauen, welche am Abend des 24. August ihr geharnischtes

Conzert begannen. Und da der französische General Uhrich sich durch dieses Bombardement nicht zur Kapitulation bewegen ließ, so wurde in der Nacht des 30. August die erste Parallele eröffnet.

Es war ein banger Moment, als die badischen Grenadiere mit dem Aufwerfen derselben begannen, in dichtester Nähe der feindlichen Werke. Der Gegner hatte nach dieser Seite hin bisher nur wenig gefeuert, dennoch machte man sich auf seine eisernen Grüße in jener Nacht gefaßt. Und in der That begann kurz nach Mitternacht die bisher so schweigsame Festung zu feuern und die ersten Granaten schlugen dicht über die Köpfe der arbeitenden Soldaten weg, allein ohne jeglichen Schaden anzurichten, denn schon waren zwei Fuß Deckung gewonnen.

Allein kaum kamen die feindlichen Granaten angesaust, als sich auch inmitten der nächtlichen Stille eine wetternde Stimme vernehmen ließ, welche zornig ausrief: „Aber können denn die Kerls da drüben nicht wenigstens warten, bis ich in den Trancheen bin!"

Einem der kommandirenden Hauptleute kam diese Stimme außerordentlich bekannt vor, und er rief in die Nacht hinaus: „Sind Sie es, Herr General?"

„Na freilich bin ich's," schallte es zurück, und gleich darauf kam über ein an die Parallele grenzendes Knoblauchfeld ein etwas untersetzter Mann gelaufen.

Es war Werder.

Er hatte es in seinem Hauptquartier nicht länger ausgehalten, er mußte mit dort sein, wo es galt, Gefahren zu überstehen, sein Herz sehnte sich, neben den arbeitenden Soldaten zu verweilen. Und in der That drängte er sich in die vorderste Reihe der mit den Erdarbeiten beschäftigten Grenadiere.

Wie ein Lauffeuer machte die Nachricht die Runde, daß der kommandirende General sich in der vordersten Linie befinde, und überall fühlten sich die in dem anstrengenden Dienst beschäftigten Truppen wie neu belebt. Der Name des Generals, den sie kaum bisher gesehen, ging durch ihre Reihen und ein Jeder wünschte

sich, ihm in's Angesicht schauen zu dürfen. Das ließ nun allerdings die herrschende Finsterniß nicht zu, dennoch fühlten die tapferen Krieger eine große Befriedigung in ihrer Brust, denn sie hatten mit einem Schlage zu ihrem Feldherrn ein festes Zutrauen gefaßt, und das ist für jeden Heerkörper von größter Wichtigkeit. Wohl dem General, dessen Truppen mit Blicken voll leuchtender Hoffnung zu ihm emporschauen und ihm aus vollem Herzen entgegenrufen: „Führe uns zum Sieg oder Tod, es gilt uns gleich, denn Du bist unser Hort, — wir folgen Dir!"

Wenn nun aber außerdem noch der kommandirende General von so biederem, gewinnenden Wesen ist, wie dies bei Werder der Fall, so erobert er sich die Herzen im Sturm. Es währte denn auch gar nicht lange, da war unser Held der erklärte Liebling seiner Soldaten, und wie man für Jemand, dem unser Herz gehört, gern einen Beinamen erfindet, so erhielt auch der General alsbald den Titel: „Unser oller Oberonkel".

Jawohl, der Werder war ein so richtiger Onkel, den alle Welt gern hat und mit dem man für sein Leben gern plaudert. Das haben namentlich so recht die Landwehrmänner empfunden, und es wird nur wenige geben, mit denen Werder nicht ein paar freundliche Worte ausgetauscht. Vorzugsweise gern erkundigte er sich nach den Familien derselben, spendete hin und wieder auch wohl Trost, wenn einer der bärtigen Krieger seufzend der Heimat gedachte, kurzum, er verstand es, seine Leute immer bei gutem Humor zu erhalten.

Und einmal hat er während der langwierigen und anstrengenden Belagerungszeit sogar dem gesammten Corps einen recht gehörigen Spaß bereitet. Dies war, als die Nachricht von der Niederlage der Mac Mahon'schen Armee bei Sedan und der Gefangennahme Napoleon's anlangte.

„Was meint Ihr," redete er einige Landwehrmänner an, „wollen wir denen in der Festung drin nicht Mittheilung davon machen?"

Natürlich stimmten die Krieger bei, nur wußten sie nicht, wie dies der General anstellen wollte. Er that dies auf die originellste Weise.

Sämmtliche vor der Festung liegende Abtheilungen erhielten Befehl, gegen Abend mit dem siebenten Glockenschlage auf die Brustwehren zu treten und ein dreimaliges Hurrah ertönen zu lassen.

Die Freude der Truppen über diesen Befehl kann man sich denken; sie konnten den angegebenen Zeitpunkt kaum erwarten und geberdeten sich nahezu wie die Kinder am Christfest.

Endlich nahte die so sehnlichst erwartete Stunde und der Augenblick war gekommen.

Um die ganze Festung erhob sich plötzlich die lange, unabsehbare Linie der Belagerer, welche auf den Brustwehren standen, die Helme jubelnd in der Luft schwenkten und aus Leibeskräften Hurrah schrieen. Dazu feuerten die Batterien scharfe Salven, mehrere Infanterieabtheilungen schossen los und ringsherum spielten Musikcorps.

In der Festung stutzt Alles! Kein Laut läßt sich hören, endlich drängt sich die Frage hervor: „Ist Sturm?" Man vermuthet allseitig eine verderbliche List. Nach einigen Momenten des Zauderns erwacht eine ängstliche Thätigkeit: die Alarmsignale ertönen, der Telegraph am Münsterthurme arbeitet ohne Unterlaß. Alles eilt auf die Wälle. Wo eine Schießöffnung und eine Kanone — wird hinaus geschossen, wer ein Gewehr in der Hand hält — feuert es ab, ... allein unbegreiflich! ... wie die deutschen Barbaren mit ihren Pickelhauben auftauchten, sind sie ebenso wieder verschwunden und Straßburg hat wieder einmal umsonst Pulver verschwendet. Im deutschen Lager dagegen nahmen mit kaltblütiger Pünktlichkeit die 24-Pfünder ihre brummige Unterhaltung wieder auf, als wäre keinerlei Extravaganz vorgekommen. Und die Straßburger schauen sich verblüfft an und zerbrechen sich die Köpfe über die Frage: „Was das wohl gewesen sein mag?"

Die deutschen Soldaten aber haben herzlich gelacht und der Oberonkel mit.

Alles nimmt indessen ein Ende, und so ging es schließlich auch mit dem guten Humor des Generals und seiner Truppen. Es giebt aber auch nichts Langweiligeres, als das Leben in den Laufgräben vor einer Festung.

General Uhrich wollte nun einmal durchaus nicht kapituliren, bevor nicht Bresche geschossen war. Diesen Gefallen that ihm endlich die deutsche Artillerie, sie schoß Bresche und zwar ganz gehörig, — und siehe da, am Nachmittag des 27. September, Schlag fünf Uhr, während noch tüchtig gefeuert ward, zog der Franzmann die weiße Fahne auf.

Jubel an allen Ecken und Enden, Jubel in den Laufgräben, Jubel sogar in dem Bauernhause von Mundolsheim, wo die Großmutter in ihrer Herzensseligkeit einen der Herren Stabsoffiziere beim Arm erfaßt und mit ihm in der Stube herum tanzt.

Am 30. September, dem Geburtstag der Königin, nahm das Hauptquartier von Mundolsheim und seinen freundlichen Bewohnern Abschied, — allein nicht für immer. Alles, was zum Stab gehört, ist seit jener Zeit wiederholt in dem schmucken Dorfe gewesen und hat der Großmutter seinen Besuch abgestattet, die dann immer fragt, wie es dem Herrn General von Werder ergehe.

Unser Held, der Wiedereroberer der ehrwürdigen Münsterstadt, hielt an dem genannten Tage mit seinem tapfern Corps seinen feierlichen Einzug in Straßburg. Vorher aber richtete er an die Ehrenescorte eine markige Ansprache. Es war ein feierlicher Augenblick, welcher in der Erinnerung eines jeden der Betheiligten fortbestehen wird, als der General, hoch zu Rosse, mit seiner weithin vernehmbaren Stimme, den Blick auf die noch rauchende Stadt gewendet, begann: „Vor zweihundert Jahren hat schnöder Verrath dieses Kleinod dem deutschen Reiche entrissen. Es wurde uns geraubt, als Deutschland am Boden lag, eine blutende Mutter, die ihr Kind nicht zu schützen vermochte, und so hat sein Münster zu uns herüber geragt, ein aufgehobener Warnefinger, ein Denkstein unserer Schmach.“

So manches Auge ward bei dieser Rede voll Kern und Nachdruck feucht, und als Held Werder mit einem Hoch auf König Wilhelm, den obersten Kriegsherrn, schloß, da erbrauste ein kräftiges Hurrah.

Nachdem der Einzug in die wieder gewonnene Stadt vorüber war, begab der General sich mit seinem Stabe in die evangelische Kirche St. Thomas, um dort sein Haupt vor dem Allmächtigen zu beugen, durch dessen Hilfe der errungene Sieg allein möglich gewesen.

Durch die Bezwingung Straßburgs hat unser Held sich einen unverlöschlichen Namen gemacht, es wird seiner in dankbarer Erinnerung gedacht werden, so lange es Deutsche giebt und eine deutsche Sprache existirt. Denn mit der Rückeroberung der alten Münsterstadt war die Einverleibung des ganzen Elsaß in Deutschland ausgesprochen, dieser ehemals so kerndeutschen Provinz, welche das räuberische Frankreich unter Ludwig XIV. an sich gerissen hatte.

Gott sei Dank, daß das herrliche Land trotz fränkischer Gewaltherrschaft deutsch geblieben ist, in Sitte, Sprache und Denkungsart, und daß Kultur, Sage und Dichtung nach wie vor ein untrennbares Band um Elsaß und Deutschland ziehen.

„Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit,
In Aschen glüht ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit.

Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünder Haupt,
Dann sieget Gottes Sache;
Das schauet, wer geglaubt.

Dann wollen wir erlösen
Die Schwester fromm und fein,
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein.

Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreich liegt,
In der nach ew'gen Maßen
Erwin den Bau gefügt."

So sang einst in phrophetischer Vorahnung Max von Schenkendorf, — und sein Seherblick hat ihn nicht betrogen. Der erlösende Ritter kam und brachte das verlorene Kind der Mutter Germania zurück, — und dieser tapfere, unverzagte Ritter, der mit Gott für König und Vaterland in den blutigen Kampf zog, er heißt: **August von Werder!**

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Vormarsch.

Die Aufgabe des neugebildeten 14. Armeecorps. — Beim Generalmajor von Degenfeld. — Der badische Grenadier Neeb als Franctireur. — Ein wilder Reiter. — Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Unser Held war durch königliche Ordre zum General der Infanterie und Höchstkommandirenden des neugebildeten 14. Armeecorps ernannt worden, und hatte gleichzeitig das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten, welchem aber schon am 18. Oktober jenes der ersten Klasse folgte. Dem 14. Armeecorps fiel zunächst die Aufgabe zu, in der Richtung auf Troyes und Chatillon s. S. vorzurücken, im Vormarsch in den Departements Vosges, Haute Marne und Aube die Bevölkerung zu entwaffnen und etwaige Versuche der Franzosen zur Neubildung von Truppen niederzuwerfen. Außerdem hatte sich General von Werder mit der neugebildeten 4. Reservedivision des Generalmajors von Schmeling in Verbindung zu halten, namentlich behufs gemeinsamer Sicherung gegen Belfort, wo größere feindliche Truppenansammlungen stattfanden.

Der Abmarsch des 14. Corps aus Straßburg erfolgte am 5. Oktober; am nächsten Tage befand sich das Hauptquartier in dem drei Meilen westlich der Münsterstadt gelegenen Motsheim

und erfreute sich dort einer ungestörten Ruhe, — indessen war es der einzige friedliche Tag in dem ganzen folgenden Feldzug. Alltäglich fanden Scharmützel statt, und am 6. Oktober bei Etival im Meurthethal sogar ein recht hitziges Gefecht, welches die zweite Infanterie-Brigade des Generalmajors von Degenfeld gegen Abtheilungen des französischen Corps von Cambriels bestand. Der badische Generalmajor hatte zwar den dreifach überlegenen Feind nach siebenstündigem, lange schwankendem Kampfe endlich geschlagen, dennoch befand er sich Abends auf dem Gefechtsfelde in schwieriger Lage. Kehrte der überlegene Feind am folgenden Tage mit Verstärkungen zurück — wie die gefangenen Franzosen aussagten —, so schwebte die Degenfeld'sche Brigade in großer Gefahr, zumal sie kaum auf Hilfe rechnen durfte; die übrigen Theile des 14. Armeecorps standen noch jenseits des Vogesenkammes und steckten am 7. Oktober voraussichtlich in den engen Gebirgspässen. Dazu kam, daß jedwede Verbindung mit dem Corps unterbrochen war und selbst Dragonerpatrouillen nicht mehr ausgesandt werden konnten, da sie auf allen Gebirgswegen von der fanatisirten Bevölkerung und Franctireurbanden heimtückisch angefallen wurden.

Dennoch aber mußte an den General Werder, dessen Hauptquartier sich am 7. October in Schirmeck befand, um jeden Preis Nachricht gelangen.

Der badische Generalmajor wollte schier verzweifeln, da endlich bot sich ein Grenadier — Reeb hieß der Wackere — an, der Ueberbringer der Mittheilungen sein zu wollen. Er hatte längere Zeit als Handwerksbursche in diesen Gegenden gearbeitet und sprach den dortigen Dialekt mit großer Fertigkeit. Unser Grenadier Reeb verkleidete sich als Franctireur, nahm die Depeschen in Empfang und trat — begleitet von den Segenswünschen aller Kameraden — in der Nacht seine gefährliche Wanderschaft an.

Unangefochten erreichte er gegen Morgen ein Gebirgsdorf, in welchem er wenige Tage zuvor als deutscher Grenadier einquartiert gewesen war. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß im Dorfe so ziemlich noch Alles fest schlief, nur einige Bauerdirnen

schlüpften an den Häusern entlang. Schon hatte sich Reeb dem Ausgang des Dorfs bis auf hundert Schritt genähert, als ihm ein Mann entgegenkam, welcher kein Anderer als sein Quartiergeber von vorgestern war.

Unserm guten Grenadier wich alles Blut aus dem Antlitz, denn der Bauer hatte ihn trotz der Verkleidung sofort erkannt, hielt ihn an und machte Miene, die Bewohner der umgrenzenden Häuser herbeizurufen.

Da begann Reeb seine Rolle zu spielen.

„Und das nennt Ihr Landsmannschaft!" redete er den Bauer im reinsten Patois an.

„Was Landsmannschaft," gab der Andere grob zurück, „Ihr seid ein Prüssien, der am nächsten Baume hängen muß."

„Nun meinetwegen, so thut was Ihr wollt, — allein auf Euch fällt alle Verantwortung. Ich will Euch nur sagen, daß ich den Deutschen desertirt bin und im Dienste Cambriels stehe. Ich bin von ihm als Spion ausgesandt worden, um die deutsche Stellung bei Schirmeck zu erkundschaften. Der General trifft gegen Abend hier ein, und ich soll bis dahin wieder zur Stelle sein. So, nun wißt Ihr meinen Auftrag und könnt mich nach Wohlgefallen aufknüpfen, — haha, der Cambriels wird sich freuen, wenn er mich hängen sieht. Euer Dorf kann sich dann gratuliren, hahaha, wird schön in Flammen aufgehen, denn der Cambriels ist ein wilder Mosjöh, der keinen Spaß versteht. Also, nur vorwärts, — wo habt Ihr den Strick?"

„Du thätest auch besser, anstatt zu schwatzen, Deine Beine unter den Arm zu nehmen," versetzte der durch das sichere Auftreten Reeb's vollständig getäuschte Bauer, „wie willst Du denn bis zum Abend wieder hier sein, wenn Du Dich nicht beeilst?"

„Ja," lachte der vermeintliche Spion, „ich denke, Ihr wollt mich aufhängen?"

„Fripon que vous êtes," schimpfte jetzt der Bauer, „macht, daß Ihr fortkommt, oder der General soll Euer Säumen erfahren."

Da blieb denn nun freilich unserm guten Reeb nichts Anderes übrig, als sich aus dem Staube zu machen, und er that dies schleunigst und dankte Gott im Stillen, daß er ihn aus so großer Gefahr errettet.

Ohne weiteren Aufenthalt setzte der heldenmüthige Grenadier seinen Weg fort und langte gegen Mittag vor dem Städtchen Schirmeck an. Dort eröffneten sich ihm aber neue Schwierigkeiten, denn die deutschen Vorposten zeigten nicht übel Lust, ihn — den als Franctireur Gekleideten — niederzuschießen. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, in's Hauptquartier zu gelangen; daselbst fingen für den Aermsten die Verlegenheiten aber wieder von Neuem an, denn Werder traute seiner Person durchaus nicht, bis er sich endlich allmälig von der Echtheit der überreichten Depeschen überzeugte.

Nun mußte Reeb seine Abenteuer mittheilen. Während er erzählte, strahlte dem Oberonkel, welcher ein Freund aller Gefahren ist, die hellste Freude aus dem Gesicht, er streichelte dem Grenadier die Wangen und murmelte schmunzelnd: „Ein Teufelskerl, der Reeb, hätt's selber nicht besser machen können." *)

Der Zweck war erreicht und die Degenfeld'sche Brigade erhielt Hilfe. Der Feind führte indessen seine Drohung nicht aus, denn er ließ sich an jenem Tage nirgends sehen.

Das 14. Armeecorps rückte nun unter fortwährenden kleinen Gefechten bis zum 12. October nach Epinal in's Moselthal vor, dem sich immermehr zurückziehenden Cambriels'schen Corps entgegen, und erreichte sechs Tage später Vesoul.

General Werder befand sich fortwährend an der Seite seiner Truppen, mit welchen er nach seiner Weise plauderte und scherzte. Zuweilen aber begab er sich auch auf Recognoscirungen, wobei ihn der gesammte Stab, selbst den Generalarzt nicht ausgenommen,

---

*) Diese Episode mit allen ihren Einzelheiten wurde in die Akten des 14. Armeecorps aufgenommen, desgleichen ein anderes Heldenstückchen des genannten Grenadiers, welches in einem späteren Abschnitt unseres Buches folgen wird.

begleiten mußte. Derartige Ritte, die während des Feldzuges sich häufig wiederholten, waren für seine Begleitung keine Kleinigkeit. Stundenlang ward dann im Trab oder auch Galopp mitten durch die marschirenden Truppen hin und her gejagt und ganz urplötzlich, auf irgend einer Höhe, wo es etwas zu sehen gab, von den Pferden herabgesprungen. Solche Parforcetouren nahmen Roß Reiter ganz gewaltig mit, namentlich wenn die Pferde, was nicht selten passirte, einen Theil ihrer Eisen verloren hatten.

Hatte der General genug gesehen, so ging es wieder zurück und sehr häufig nach einer kleinen Weile abermals vom Wege ab, querfeldein über Hecken und Gräben, rastlos vorwärts. Und zuguterletzt stieß man auch wohl noch auf einen steilen, steinigen Bergpfad, den der gesammte Generalstab, die Pferde am Zügel führend, hinunter klimmen mußte.

War endlich spät am Abend das Marschziel erreicht und bescheerte das Glück den ermatteten Stabsangehörigen ein gutes Quartier, oder wenigstens eine ordentliche Abendtafel, nun, so war es gewiß verzeihlich, wenn sie den Krieg und die Franzosen mehr oder weniger verwünschten und es sich nach Herzenslust in der Gesellschaft des Oberonkels schmecken ließen, der ganz und gar nicht die Müdigkeit der Herren begreifen konnte.

Im ferneren Verlauf des Feldzuges kam es freilich oft genug vor, daß selbst diese Abendtafelfreuden ausfielen und Schmalhans Küchenmeister war. Um den Humor sah es dann schlecht aus, nur unser Werder blieb heiter und lebendig. Freundlich nahm er es bei solchen Anlässen auf, wenn ihm Jemand aus seinem Gefolge ein Stück Wurst oder einen Trunk aus der Feldflasche reichte, — große Freude aber machte es ihm, wenn der getreue Wilhelm während einer Marschpause eine gute Flasche Wein herbeischaffte und er dann, den silbernen Marschbecher in der Hand, recht oft sagen konnte:

„Wilhelm, reichen Sie dem Herrn N. N. auch einen Becher!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Im Kugelregen.

Das Gefecht am Ognon. — Der Generalstab im Infanteriefeuer. — Werder's Gneisenau. — Der Generalarzt und die Stabsmythe. — Im Dorfwirthshause. — Ein frugales Abendbrod. — Auf der Streu.

In Vesoul erhielt Werder Befehl, über Dijon auf Bourges vorzugehen, gleichzeitig liefen aber auch Meldungen ein, daß die Heeresabtheilung des Generals Cambriels sich auf Besançon zurückgezogen habe, im Schutze dieser Festung sich neu formire und durch Herbeiziehung von Truppen aus Belfort und Lyon ansehnlich verstärke. Werder ging daher in der Richtung auf Besançon vor und erreichte in zwei starken Märschen am Vormittag des 22. Oktober den Ognon bei Pin, Etuz und Voray. Der Feind schien zu dieser Zeit gerade im Vormarsche gegen den Ognon begriffen, denn seine Vortruppen hatten bereits Etuz erreicht.

Es war ein trüber, melancholischer Tag.

Die Sonne hatte sich grämlich zurückgezogen, das duftige Himmelsblau war ihr gefolgt und in einem verdrießlichen Grau hing die Wolkendecke schwer herunter, um sich schließlich in einem wohlgefälligen Regen aufzulösen.

Bei Etuz entspann sich jetzt ein äußerst heftiges Gefecht, das

indessen mit der Zurückwerfung des Feindes endete. Immer weiter drangen jetzt die Truppentheile des 14. Corps vor und immer mehr schwoll der Siegesjubel an, namentlich als Werder bei den Mannschaften anlangte. Die Hochs und Hurrahs wollten nicht enden, so daß der General zu wiederholten Malen den Truppen zurief:

„Nicht mir, sondern Euch bringe ich ein Hurrah aus."

Das half aber Alles nichts und der Jubel der Truppen dauerte fort, denn Werder begeisterte sie durch seine Heldenkühnheit, die er am 22. Oktober so recht wieder einmal an den Tag legte. Kaum hatte er die Befehle ausgegeben, als ihn auch schon seine wilde Husarennatur zur Selbstaction fortriß. Mit einem geradezu enthusiastischen Jugendfeuer ritt er mit seinem ganzen Stabe in das dickste Infanteriefeuer hinein und suchte sich nach Wohlgefallen einen Platz zur Aufstellung aus, unbekümmert um die etwaigen Gefahren eines solchen Standpunktes. Es war dies nichts weniger als Bravour von ihm, nein, er vergaß eben nur, um mit seinen Worten zu sprechen, die „Nebenumstände". Es dürfte allerdings so manchen Kritikus geben, der tadelnd hinzufügen wird: „Er vergaß auch seine Stellung." Es mag richtig sein, daß der kommandirende General häufig nicht dahin gehörte, wo Werder während des Gefechts war, allein man muß erwägen, wie sicher er darauf rechnen konnte, daß deshalb doch das Richtige angeordnet werden würde.

Hatte er doch seinen „Gneisenau", wie er seinen Generalstabschef, den Oberstlieutenant von Leszczynski, scherzweise in Blücher'scher Art nannte. Und in der That, auf diesen genialen Offizier, mit welchem wir uns im nächsten Abschnitt näher beschäftigen wollen, konnte er sich felsenfest verlassen; hatte er diese starke Stütze hinter sich, so durfte er sicher sein, daß auch ohne ihn ein etwa dringend nöthiger Befehl zur rechten Zeit gegeben werde.

Für die Begleiter unseres Helden war seine Beweglichkeit im Gefecht allerdings mitunter etwas unbequem, dafür erfreuten dieselben sich aber auch stets des besten Platzes, um genau den Gang des Gefechts beobachten zu können, denn derselbe befand

sich in der Regel neben der vordersten Batterie. Einige seiner Begleiter hätten freilich in ihrer Bescheidenheit gern mit einem Platze „weiter hinten" fürlieb genommen, dies ging indessen nicht gut an, da der Oberonkel gern alle seine „Kinder" in seiner unmittelbaren Nähe hatte.

Um auf das Gefecht am Ognon wieder zurückzukommen, so setzte ganz unvermuthet dem siegreichen Vordringen der Werder'schen Truppen feindliche Artillerie ein Ziel, welche auf einer bergartig ansteigenden, waldreichen Höhe erschienen war und einen Hagel von Granaten und Shrapnels entsendete. Die tödtlichen Geschosse kamen so dick geflogen, daß Werder seiner Umgebung abzusitzen befahl und die Pferde aus der Gefechtslinie führen ließ.

Kaum war dies jedoch geschehen, als eine Granate in großem Bogen daher gezischt kam, so daß sich selbst Werder veranlaßt fühlte, dem Erdboden seine Aufwartung zu machen. Der Stab folgte und der Generalarzt Doctor Hoffmann, welcher dem General aus dienstlichen und persönlichen Erwägungen überall hin begleitete, warf sich gleichfalls zu Boden. Dabei war ihm jedoch eine in der Hand gehaltene Landkarte entfallen, und als die Granate glücklich vorüber war, sich Alle wieder erhoben und unser guter Doctor beim Aufstehen sich seine Karte langte, da verbreitete sich rasch und unvertilgbar die „Stabsmythe": er habe in seiner Vorsicht zuerst die Karte ausgebreitet, um sich nicht auf den in Schmutz starrenden Ackerboden werfen zu müssen.

Dieser kleine Vorfall hatte den entschwundenen Humor wieder angefacht und Alles brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches der General herzlich einstimmte.

Inzwischen war die französische Artillerie durch deutsche verdrängt worden. Granate auf Granate sauste jetzt zum Feinde hinüber und schlug inmitten seiner Reihen ein. Weiter und weiter zurück zog sich der Gegner, bis er endlich das Feld vollständig räumte.

Der Regen hatte aufgehört, der Wolkenvorhang war verschwunden, und im magischen Glanze beschien die silberhelle Mondsichel auf dem Felde der Ehre ein deutsches Biwak . . .

Im Dorfe schlägt die Glocke elf Uhr.

Todt und öde liegen die Dorfgassen da, in denen noch vor Stunden ein heftiges Gefecht wüthete. Nur an einzelnen Gehöften sieht man Wachtposten patrouilliren, die sich fester in ihren Mantel hüllen, denn die Nacht ist schaurig kalt.

Alle Lichter im Dorfe sind erloschen, bis auf eines, das aus der im Erdgeschoß liegenden Stube des Wirthshauses kommt. Sind lustige Gesellen dort, die entschlossen sind, die Nacht durchzuzechen?

O nein; in der niedern, rauchgeschwärzten Stube sitzen zwei deutsche Offiziere in angelegentlichem Gespräch, nichts weiter vor sich, als eine Generalstabskarte und Bleistift und Papier.

Sie sprechen eifrig mit einander und scheinen sich über einen Operationsplan gemeinsam zu berathen. Das Gesicht des älteren der beiden Offiziere hat etwas von ungestümer Leidenschaft, auch ist er äußerst lebhaft in seinen Gesten, während über dem Antlitz des jüngern eine edle Ruhe sich lagert und seine Hände nur selten sich bewegen.

Draußen schlägt es halb zwölf, da tritt ein uniformirter Diener ein und meldet, daß er trotz allen Suchens nichts weiter habe auftreiben können, als ein Stück hartes Bord und etwas Käse.

„Die Franzosen," schließt er seine Mittheilungen, „sollen Alles verschnabulirt haben, wie der Wirth aussagt."

„'s ist schon gut, Wilhelm," entgegnet der ältere Offizier, „setz' das Zeug nur auf den Tisch. Sonst nichts zu melden?"

„O ja, Excellenz. Draußen steht eine Ordonnanz."

„Herein damit."

Der Diener geht und die Ordonnanz tritt salutirend ein

„Woher?"

„Kavallerie-Brigade des Generalmajors von La Roche. Ich habe zu melden, daß Garibaldi bei Dôle Freischaaren organisirt und die Festung Auxonne besetzt ist."

„'s ist gut. Rechtsumkehrt."

Die Ordonnanz marschirt ab und die beiden Offiziere sprechen wiederum angelegentlich mit einander.



Werder und Leszczynski in der Nacht nach dem Gefecht von Ognon.

Auf dem Kirchthurm schlägt es zwölf, da lehnt sich der ältere Offizier in seinem Stuhl zurück und streckt sich behaglich. Dann schaut er lächelnd auf das harte Brod und den Käse, und sagt in lachendem Tone zu seinem Nachbar:

„Na, langen Sie zu, Oberstlieutenant. Geniren Sie sich durchaus nicht, Sie sind mein Gast."

Das Abendbrod nimmt seinen Anfang, und nachdem es vorüber, legen sich die Beiden auf ein Bund Stroh, das in einer Stubenecke ausgebreitet ist. Das Licht wird ausgelöscht und tiefe Finsterniß herrscht im Zimmer wie auf der Gasse.

Vom Thurme schlägt es halb ein Uhr, — die beiden Offiziere hören es jedoch nicht mehr, denn sie schlafen den Schlaf des Gerechten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Oberstlieutenant von Leszczynski.

„Wer kommt auf einem braunen Pferd
Vom Generalstab da?
Den man von Allen vielbegehrt
In Conferenzen sah.
Er hat in seiner starken Hand
Stets alle Fäden ausgespannt,
Als Chef sich stets beweist er
Und von Leszczynski heißt er."

Es paßte in der That Niemand besser zu dem einfachen, bescheidenen Werder als der ebenso schlichte und bescheidene Leszczynski, und wenn man Werder's und seines tapfern Corps gedenkt, so darf man des Chefs des Generalstabes wahrlich nicht vergessen.

Nicht bloß deshalb, weil unser Held in Betreff Leszczynski's den Vergleich mit Gneisenau gemacht, erinnert man sich unwillkürlich an letzteren und Blücher, nein, Werder und sein Generalstabschef erinnern thatsächlich an jenes große Dioskurenpaar. Wie Vater Blücher, so ist auch unser Werder eine tollkühne Husarennatur, die aber auch gleichzeitig über eine große Portion Schlauheit und Klugheit verfügt und vor Blücher die streng wissenschaftliche Bildung voraus hat. Und wie wir in Gneisenau den ruhig überlegenden Denker verehren, so begrüßen wir auch in

Leszczynski den gleichen Geisteshelden, der kein Freund der vielen Worte ist, sondern nur durch Thaten spricht. Und genau so, wie zwischen Blücher und Gneisenau eine gegenseitige Verehrung stattfand, spricht Werder von seinem Generalstabschef und Leszczynski von dem kommandirenden General mit der größten Auszeichnung.

Wie bekannt auch der Name Leszczynski's in militärischen Kreisen ist, so erfreut er sich dennoch im Volke nicht der Popularität, die ihm von Rechts wegen gebührt, und so mag es uns denn gestattet sein, in Kurzem dem Leser die Vergangenheit des hochbedeutenden Mannes mitzutheilen.

Stanislaus Eduard Paul von Leszczynski — seit Januar 1872 zum Obersten avancirt — ward am 29. November 1830 zu Stettin geboren. Seine Familie gehörte jenem alten polnischen Adelsgeschlecht an, das den König Stanislaus sowie Maria Leszczynska, die unglückliche Gemahlin Ludwigs XV., zu seinen Mitgliedern zählte.

Entgegen der den Jesuiten ergebenen Partei, hatte sich ein Theil der Leszczynski'schen Familie an die Spitze der Reformationsbewegung in Polen gestellt und sich, nachdem sie unterlegen, nach Preußen geflüchtet, woselbst sie Schutz und gute Aufnahme fand. Seit jenem Zeitpunkte ist sie mit dem preußischen Adel eng verschmolzen. So gehören z. B. die Mutter sowohl als auch die Gemahlin des Generalstabschefs der altpreußischen Familie von Winterfeld an.

Nachdem der Vater aus dem aktiven Dienst als Oberstlieutenant zurückgetreten war, siedelte er nach Berlin über, woselbst seinen beiden Söhnen eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung zu Theil ward. Im Jahre 1844 trat Paul als Zögling in die dortige Kadettenschule ein und legte bald darauf das Porteépée-fähnrichs-Examen als Musketier im 3. brandenburg'schen Infanterieregiment Nr. 20 ab, mit dem er im Jahre 1848 den Feldzug gegen Dänemark mitmachte, und in dessen Reihen er sich ein Jahr darauf in Baden gelegentlich der Niederwerfung der Freischaaren die Epauletten verdiente.

Von diesem Zeitpunkte an hatte er, gleich Werder, jene Stadien zu durchlaufen, bei welchen „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" eine so außerordentliche Rolle spielt, d. h. er absolvirte einen dreijährigen Kursus auf der Kriegsakademie, ward Topograph und später Lehrer der Vermessungen an der Kriegsschule, bis er endlich im Jahre 1862 als Hauptmann und Kompagniechef in's 7. brandenburg'sche Infanterieregiment Nr. 60 versetzt ward.

Als ein Jahr später der Schleswig-Holstein'sche Krieg im Dezember ausbrach, leitete Leszczynski zuerst als Generalstabsoffizier der 11. Infanteriebrigade die Verhandlungen wegen des Durchmarsches der Truppen in Lübeck, und übernahm dann beim Beginn des Vormarsches wiederum seine Kompagnie. Ihm ward dabei das Glück zu Theil, der Erste zu sein, welcher die schleswig'sche Grenze überschritt, und das erste Gefecht bei Wiedeby mit siegreichem Erfolge zu leiten.

Den ersten Lorbeer holte er sich beim Sturm auf die Düppeler Schanzen.

Er kommandirte bei dieser Gelegenheit jene Kolonne, welche sich zwischen Schanze 2 und 3 warf, und löste, indem er mit seinen drei Offizieren der Kompagnie vorausstürmte, die schwierige Aufgabe so glänzend, daß ihm der Orden pour le mérite verliehen wurde.

An der Einnahme von Alsen nahm Leszczynski ebenfalls Theil, und nach Beendigung des Kriegs wurde er in den Generalstab versetzt und der 12. Division (Schlesisches Armeecorps) überwiesen.

Gleich Werder hatte auch ihn ein seltenes Glück bei allen Gefahren begleitet, denn trotz des dichtesten Kugelregens, dem er mehrfach ausgesetzt gewesen, war er niemals verwundet worden.

Bis zum Jahr 1866 verblieb Leszczynski in seiner Stellung und kämpfte mit der 12. Division in der Schlacht bei Königgrätz mit. Bald darauf erlitt der tapfere Mann einen schweren Verlust; sein Bruder, dem er mit zärtlichster Liebe ergeben war und

welcher den 1866er Feldzug als Hauptmann bei der Mainarmee mitgemacht, erlag in Ems seinen schweren Verwundungen. Leszczynski, welcher in seiner ganzen Erscheinung sowohl wie in seiner Denkungsart so recht als das Muster eines thatkräftigen, willensstarken Mannes hervortritt, vermochte sich über den großen Verlust kaum zu trösten, ja, und wir möchten behaupten, daß selbst bis auf den heutigen Tag die schwere Herzenswunde noch nicht vernarbt ist.

Im Spätherbst des Jahres 1867 ward Leszczynski auf Wunsch des Großherzogs von Baden zum Chef des Generalstabs der badischen Division ernannt, wo er, im Verein mit dem gleichfalls in badische Dienste übergetretenen Generallieutenant von Beyer, die Neugestaltung jenes Truppenkörpers leitete.

Ein reiches Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm hier, und wahrlich, seine Verdienste um die badischen Truppen sind außerordentlich groß. Sein bedeutendes Talent für den militärischen Beruf, sein unermüdlicher Eifer, sowie die ihm innewohnende Energie und schneidige Schärfe — sie brachten in kurzer Zeit gar Vieles zu Stande. Bald war die Umgestaltung der badischen Division nach preußischem Muster erfolgt und die Truppen durften sich hinsichtlich ihrer taktischen Ausbildung, soldatischen Tüchtigkeit und Disciplin vor ihren preußischen Waffenbrüdern ruhig sehen lassen.

Leszczynski hatte sozusagen Leben in die Bude gebracht. Auf dem bisher so öde dagelegenen großen Exercirplatz der badischen Residenz herrschte fortan reges Leben, und vor den Kasernen ward ganz gehörig exercirt und geturnt, zur großen Verwunderung manches vorübergehenden Spießbürgers, der über diese Reformen mißbilligend den Kopf schüttelte, während in seiner vaterländisch-österreichisch gesinnten Brust nach wie vor das schöne Lied ertönte:

„Immer langsam voran, nur immer langsam voran!"

Bei Ausbruch des französischen Kriegs bildete die badische Division — wie wir gesehen haben — zuerst einen Theil des Straßburger Belagerungscorps, ward aber dann ein Hauptbe-

standtheil des 14. Armeecorps, zu dessen Generalstabschef Leszczynski avancirte.

Aus der Periode vor Straßburg haben wir noch eines Vorfalls Erwähnung zu thun, welcher die Person Leszczynski's nahe angeht und gleichzeitig die gemeine und heimtückische Art und Weise der französischen Kriegführung in's rechte Licht stellt.

Am 26. August erschien der Bischof von Straßburg in Schiltigheim, um gegen die Beschießung der Stadt zu protestiren. Die Unterhandlungen scheiterten indessen und Leszczynski fuhr den alten, gebrechlichen Herrn zu den Vorposten, ließ eine Barrikade öffnen und führte den Wagen einem französischen Parlamentär zu. Sie schieden unter vielen Complimenten. Leszczynski nahm die Fahne vom Wagen und war kaum fünf Schritt zurückgegangen, als ihn eine Generalsalve umsauste. Bald deckten ihn glücklicherweise Häuser und Bäume und er war in Sicherheit vor den Kugeln des tückischen Feindes.

Die großen Verdienste Leszczynski's im Verlaufe des Feldzugs fanden ihre Anerkennung. König Wilhelm verlieh ihm schon im Monat Dezember das Eiserne Kreuz 1. Klasse und dekorirte ihn nach den Kämpfen bei Belfort mit dem Orden pour le mérite mit Eichenlaub; außerdem ward er durch Verleihung des Rothen Adlerordens mit Schwertern hoch geehrt und Badens Großherzog zeichnete ihn durch das Kommandeurkreuz des militärischen Karl-Friedrichsordens, sowie des Zähringer Löwens aus.

Ein gütiger Gott beschütze unser geliebtes deutsches Vaterland vor neuen Schrecknissen des Kriegs und schenke uns die Segnungen des Friedens. Sollte aber in den kommenden Jahrzehnten noch einmal ein frecher Nachbar an Deutschlands Thore rütteln, sei es im Westen, sei es im Osten, — so wird ganz sicher der Name Paul von Leszczynski obenan mit in der Reihe der Helden stehen, welche im Dienste des Vaterlandes den blutigen Lorbeer erringen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Vormarsch auf Dijon.

Ein neues Heldenstückchen des Grenadiers Reeb. — Werder rückt mit den Hauptkräften seines Corps gegen Dijon vor. — Ruhetage.

Wir kehren nach dieser biographischen Einschaltung wiederum zu Werder und seinem Corps zurück. Da ein Angriff auf die starke Stellung des Feindes bei Besançon unverhältnißmäßige Opfer gekostet haben würde und ein Vorbrechen der Franzosen aus ihrer Stellung nach der am 22. Oktober erlittenen Niederlage vorläufig ja doch nicht zu erwarten stand, so beschloß General von Werder, in das Saônethal zurückzukehren und auf Gray loszumarschiren.

Es lag unserm Helden natürlich sehr daran, in genaue Erfahrung zu bringen, ob Dijon, die ehemalige Residenz der burgundischen Herzöge, vom Feinde besetzt sei oder nicht. Der Wunsch des Generals kam dem tollkühnen Grenadier Reeb zu Ohren und der letztere hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem geliebten Feldherrn seine Dienste anzubieten.

„Schicken mich nur Excellenz als Spion auf Dijon vor," äußerte er, „ich will's schon herausbringen. Die Franctireurkleidung habe ich ohnedem noch bei mir."

„Sie sind ein Teufelskerl, Reeb," entgegnete lachend der

General, „sollte mir aber wirklich leid thun, wenn Sie in Gefahr kämen und ich einen solchen heldenmüthigen Soldaten verlöre."

„Lassen mich Excellenz nur getrost ziehen," meinte Reeb guten Muths, „Unkraut verdirbt ja nicht."

So begab sich denn unser Grenadier, als Franctireur verkleidet, zum zweiten Male auf eine gefährliche Wanderung. Einen Tag später brachen zwei badische Brigaden in derselben Richtung auf.

Reeb gelangte wohlbehalten und unangefochten bis Mirebeau, welches so ziemlich in der Mitte des Wegs zwischen Gray und Dijon liegt, und traf daselbst mit Franctireurs zusammen, die ihn aufhielten und mit in's Wirthshaus nahmen.

Unser Grenadier sah sofort ein, daß die Bande ihm mißtraute; er gab sich daher alle mögliche Mühe, die Kerle zu täuschen, was ihm denn auch endlich gelang.

Da machte ihm aber plötzlich ein tückischer Zufall einen bösen Strich durch die Rechnung. Durch eine Bewegung, welche Reeb mit den Beinen vollführte, wurden seine deutschen Ordonnanzstiefeln sichtbar. Es erhob sich sofort ein wildes Geschrei, die Franctireurs fielen voller Wuth über ihn her, nahmen ihn gefangen und transportirten ihn nach Dijon, wo er ohne Weiteres vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem zum Tode verurtheilt ward.

Jetzt kam bei Reeb der Schauspieler wieder zum Vorschein. Er stellte sich zunächst ganz entrüstet über das Urtheil seiner Richter und schrie, so recht nach Art verrückter Franzosen:

„Also so belohnt das Vaterland seine Söhne? Nachdem ich dem heißgeliebten Frankreich das Opfer gebracht und mich in der Verkleidung eines deutschen Soldaten bis an die feindliche Linie gewagt, nachdem ich ihre Aufstellung ausspionirt, ihre Zwecke und Absichten mit Gefahr meines Lebens erkundschaftet, — wird mir zum Lohn dafür der Prozeß gemacht und ich, gleich einem preußischen Hunde, zum Tode verurtheilt. O pauvre France, — so behandelt man deine Heldensöhne!"

Die Richter blickten sich gegenseitig an, und einer von ihnen

richtete an Reeb die Frage, was er denn im feindlichen Lager ausgekundschaftet habe. Unser Grenadier spielte indessen jetzt den Beleidigten und entgegnete, daß er seine Geheimnisse mit in's Grab nehmen werde. Hatte er schon vorher die Richter in ihrem Urtheil irre gemacht, so war dies nach der zuletzt gegebenen Antwort noch viel mehr der Fall. Das Ende vom Lied bestand darin, daß das Kriegsgericht den gefällten Spruch wieder zurücknahm und Reeb veranlaßte, seine Mittheilungen über die deutschen Stellungen zu machen, was er denn auch that, selbstverständlich ohne jedweden Schaden für das 14. Armeecorps. Um jedoch ganz sicher zu gehen, schickten ihn die Franzosen mit einer Truppenabtheilung, welche der Lyoner Armee zugehörte und unter dem Befehle des Generals Michel stand, gegen die anrückenden badischen Brigaden vor.

Man kann sich die Stimmung Reeb's denken, als er am 27. Oktober bei Essertenne seinem eigenen Regiment feindlich gegenüberstehen mußte. Leider gelang es ihm nicht, sich seinen Kameraden zu erkennen zu geben, er ward vielmehr während des Gefechts von einer deutschen Kugel schwer verwundet und hierauf von seinen Landsleuten gefangen genommen. Sein Hauptmann war nicht wenig erstaunt, als ein auf einen Wagen gelegter französischer Verwundeter sich ihm als der Grenadier Reeb zu erkennen gab und seine Abenteuer erzählte.

Die Mittheilungen des heldenmüthigen Kriegers über die Verhältnisse des Feindes waren natürlich für das Werder'sche Corps von großem Werthe.

Alles deutete darauf hin, daß die bei Besançon concentrirt gewesenen Truppen mit andern, von Garibaldi bei Dôle zusammengezogenen, eine Vereinigung anstrebten. General Werder trat daher am 10. November mit seinem Corps den Vormarsch gegen Dôle an. Sehr bald erkannte er jedoch, daß die Truppen Garibaldi's und Michel's von dort wieder abmarschirt waren und zwar in der Richtung auf Chagny und Chalons im Saônethal. Aus diesem Grunde nahm Werder von weiterem Vorrücken Abstand und ging mit den Hauptkräften seines Corps nach Dijon vor, zumal

seine Truppen ohnehin einer kurzen Ruhezeit für die Wiederherstellung ihrer defect gewordenen Bekleidung bedurften.

Dijon ward nunmehr der Mittelpunkt der weiteren Operationen des 14. Corps.

Länger als eine Woche erfreuten sich die ermüdeten Mannschaften der ungestörtesten Ruhe, und der Generalstab mit ihnen. Die lang entbehrten Freuden einer wohlbesetzten Tafel winkten seinen Mitgliedern wieder, und so finden auch wir Muße, den General uns bei Tische ein wenig näher zu betrachten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

General Werder bei Tische und am Krankenbett.

In der Cloche zu Dijon. — Bei der Table d'hôte. — Werder als Redner. — Im Lazareth. — Der General als barmherziger Samariter. — Donner und Blitz.

Wir haben es schon in einem früheren Kapitel ausgesprochen, daß es, was Essen und Trinken anlangt, kaum einen genügsameren Mann als Werder geben kann.

Ein etwas dickes Mitglied des Stabes, das in dieser Beziehung das gerade Gegentheil war, pflegte häufig unter Seufzen zu sagen: „Das hat der Oberonkel im Kaukasus gelernt, mit Brod und Schnaps fürlieb zu nehmen, — nun müssen wir dafür büßen."

Und trotz alledem saß der General dennoch gern bei Tische und freute sich herzlich, wenn es ihm und den Anderen gut schmeckte. Ob indessen das Essen gut oder schlecht war, bekümmerte ihn wenig, ja, er merkte es nicht einmal, bis schließlich die immer lauter werdende Kritik seiner Umgebung ihn darauf aufmerksam machte.

Dann zog er allerdings die Stirn in Falten und um seine Mundwinkel zuckte es donnerwetterartig. Er rief seinen Wilhelm herbei und äußerte in verständlichem, gutem Deutsch: „Sagen

Sie 'mal dem Schafskopp da draußen in der Küche, ich erwarte, daß er's morgen besser mache, sonst werde ich ihm Einen auf den Hals kommandiren, der's versteht. Will er für sein Essen mehr Geld haben, so soll er's nur sagen."

In der Cloche zu Dijon, woselbst das Hauptquartier aufgeschlagen war, hallten die Wände mehrfach von den Klagen wieder, welche die Stabsoffiziere mit Recht über das immer schlechter werdende Essen ausstießen. In der letzten Zeit ward dasselbe so miserabel, daß selbst wenig verwöhnte Magen sich davor sträubten. Nur der General merkte nichts davon, wohl aber, daß abwechselnd immer eine kleine Sektion des Stabes bei Tische fehlte. Die Herren hatten sich eben anderswo zu Mittag einquartiert, wo sie besser und zugleich billiger speisten.

Zu jener Zeit, von welcher wir sprechen, war indessen der Stab noch vollzählig bei der Table d'hôte versammelt, bei welcher eine ungezwungene Fröhlichkeit herrschte. Von Ceremoniel war da keine Rede, denn das liebte der General durchaus nicht; litt er es doch kaum, daß auf ihn gewartet wurde.

Nachdem er sich am Tische niedergelassen, entwickelte sich sofort eine gänzlich ungezwungene Unterhaltung, an welcher er stets lebhaften Antheil nahm. Gestatteten es Zeit und Umstände, so blieb er gern lange bei Tische sitzen; zuweilen erhob er sich auch von seinem Platze, um eine kurze feurige Rede zu halten, deren er in hohem Grade Meister ist.

Diesen Reden geht bei ihm keinerlei Vorbereitung voraus; wandelt ihn die Lust zum Toastiren an, so bricht er auch gleich los, mit derselben Unbekümmertheit um seine Person, wie im Gefecht; bleibt er im Laufe der Rede dann ein wenig hängen, nun so fährt er sich mit der Hand über die Augen und lächelt still vor sich hin, gleich darauf geht's aber wieder rüstig vorwärts bis zum kräftigen, weithin schallenden Hoch.

Und nachdem der Hunger gestillt und die Reihe der unvermeidlichen Trinksprüche endlich geschlossen ist, entwickelt der Oberonkel im Gespräch eine sich fortwährend steigernde Lebhaftigkeit. Er findet nicht eher Ruhe, als bis er irgend einem Gegenstand

oder einer Person auf die Spur gekommen ist, über welche er sich ereifern kann; hat er sie endlich erwischt, so geht's aber auch sofort crescendo und accelerando vorwärts, — dann fliegen zuweilen wohl auch einige „Dummköpfe" und „Esel" über den Tisch, während der General kirschroth im Gesicht und sein Stimme immer lauter wird, bis plötzlich... Bumm!... die kleine Feldherrnfaust dröhnend auf den Tisch schlägt, so daß sämmtliche Gläser erzittern.

Die Folge davon ist, daß Jene, welche die Eigenthümlichkeiten des Generals noch nicht kennen, außerordentlich still werden, sich gegenseitig verwundert ansehen und ihre Nachbarn leise fragen: „Weshalb ist Excellenz denn so böse?"

Die Excellenz selbst aber ist durch den Donnerschlag und die demselben folgende Stille stutzig geworden, schaut mit den kleinen, feurigen Augen schweigend im Kreise umher, und bricht dann schließlich in ein heiteres Lachen aus, um nach wenigen Minuten bereits ein neues Thema anzufangen, das in gleicher Weise bearbeitet wird und mit einem abermaligen... Bumm!... schließt.

Findet er aber zufällig kein passendes Thema heraus, so zieht er über das viele Essen und Trinken, oder „Schlemmen", wie er zu sagen pflegt, los, ergeht sich auch wohl in kräftiger Rede über das lange „Tischeln", bleibt aber demungeachtet für seine Person immer länger sitzen. Nachträglich fällt ihm dann wohl ein, daß er etwas „anzüglich" geworden ist, daher findet er gewöhnlich am nächsten Tage irgend einen Extragrund heraus, seinen Stab mit Sekt zu traktiren.

Daß man einem solchen gutherzigen Chef nicht gram werden kann, versteht sich wohl von selbst. Seine ganze Gemüthstiefe offenbarte sich aber erst so recht am Krankenbette, und für die Stabsärzte des 14. Corps gehörte es zu den angenehmsten Dienstleistungen, wenn sie den General in den Lazarethen umherführen mußten.

Bei derartigen Veranlassungen trat es ganz sichtlich zu Tage, daß Werder in dem Besuch der Krankensäle nicht eine durch seine

Stellung als Corpsbefehlshaber gebotene Pflichterfüllung sah, sondern daß er so recht eigentlich einem Herzensbedürfniß nachgab.

Während dieser Stunden war bei ihm vom allmächtigen General keine Rede, er zeigte sich nur als edler, mitfühlender Mensch, den kranken Brüdern gegenüber.

Raschen Schritts eilte er, selbst bei entfernter gelegenen Lazareths, zu Fuße nach der Schmerzensstätte, Niemanden bei sich, als den Generalarzt oder den Feld-Lazareth-Director, mit denen er sich unterwegs auf's Lebhafteste unterhielt. Langte er dann an Ort und Stelle an, so begrüßte er kurz und freundlich das ihm zufällig begegnende Lazareth-Personal und begab sich sofort nach den Krankensälen.

Daselbst fing er nun an, jeden einzelnen Kranken auszufragen, nach seinen persönlichen Verhältnissen, nach seiner Krankheit oder Verwundung und den näheren Umständen derselben. So schritt unser Held von Bett zu Bett, an jedem verweilend, gleichviel, ob Freund oder Feind darin lag.

Mit alten französischen Soldaten unterhielt er sich besonders gern; dabei mußten sie ihm stets mittheilen, welchen Regimentern sie angehörten. Die Antworten der französischen Soldaten verursachten ihm zuweilen jedoch viel Kopfzerbrechen, was daher kam, daß die Zusammensetzung der damals in Frankreich neu errichteten Marsch-Regimenter für jeden Uneingeweihten außerordentlich unklar war. Um zum Ziele zu gelangen, sah sich Werder — dessen Kenntnisse im Französischen nicht geradezu glänzend sind — zu mancher kühnen sprachlichen Wendung genöthigt, über die er dann selbst herzlich lachen mußte.

Was nun die im Lazareth befindlichen Offiziere anbetraf, so behandelte er die französischen mit einer wohlthuenden Achtung, die deutschen dagegen mit einer Herzlichkeit, welche geradezu etwas Rührendes hatte.

Er gab sich eben ganz und gar wie er war; vorsichtig und zurückhaltend ward er nur, wenn er an einen Deutschen kam, der in französischer Uniform steckte und als ein Mitglied der Fremdenlegion den Feldzug gegen das eigene Vaterland mitmachte.

Da sah man dem ehrlichen Werder den innern Kampf und Zweifel an, ob er dem erbärmlichen Menschen zuerst gründlich den Kopf waschen, oder dem warmen Drange des Herzens seinen Lauf lassen sollte. Das Mienenspiel des Generals war in solchen Momenten außerordentlich interessant und erinnerte unwillkürlich an drohende Wetterwolken, durch welche schließlich doch noch die Sonne hervorbricht; denn auch bei ihm erschien zuguterletzt immer ein freundliches Lächeln, mit dem er den Kranken verließ.

Zuweilen kam es freilich auch vor, daß die Wetterwolken nicht schwanden, sich im Gegentheil immer drohender zusammenballten, bis endlich ein gewaltiges Gewitter mit Donner und Blitz losbrach. Ein solcher Fall trat meist ein, wenn für die Kranken nicht ordentlich gesorgt war, wie beispielsweise in Raon l'Etape. Daselbst hatte Werder verschiedene, in dem Gefecht von Etival verwundete Soldaten auf elendem Stroh vorgefunden, was daher kam, daß die Mairie in ihrer Pflichterfüllung eine nicht zu entschuldigende Lässigkeit an den Tag legte.

Da fuhr Werder aber ganz gehörig dazwischen. Er ließ den Maire zur Stelle schaffen und bewillkommnete ihn mit den Worten: „Ich sage Ihnen, wenn Sie und Ihre Collegen nicht binnen hier und einer Stunde dem Uebel abhelfen, so lasse ich Euch Allen miteinander die Betten unter dem Leibe wegziehen."

Das Gewitter brach erst recht los, als sich in einem verschlossenen, an die Mairie grenzenden Raume ein ziemlich großes Magazin mit neuen Matratzen und Bettstellen vorfand. Zuerst vermochte der General vor innerer Entrüstung kein Wort hervorzubringen, dann aber brach ein nie gehörter Sturm los.

Das gesammte Personal der Mairie ward herbeigeschafft und der Generalarzt mußte, im Auftrage Werder's, eine donnernde französische Strafpredigt loslassen.

Als der Doctor aber im schönsten Zuge war, unterbrach ihn der gutmüthige Oberonkel, indem er leise zu ihm sagte:

„Na, lassen Sie's gut sein, die Kerle haben genug. Ich glaube wahrhaftig, daß sie ihr geheimes Magazin in ihrer Herzensangst selbst vergessen hatten."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Gegen Ende des Jahres.

Leiden und Freuden eines jungen Stabsarztes. — Ein Husarenstückchen. — Am Tage von Nuits. — Die Weihnachtsfeier in der Cloche zu Dijon.

Man schrieb den 25. November, als westlich Dijons ganz unerwartet feindliche Streitkräfte auftauchten, die kein Anderer als der alte Freiheitsheld Garibaldi führte. Er wollte Dijon entsetzen und zum Mindesten das gesammte 14. Armeecorps vernichten. Nun, das blieb ein frommer Wunsch, denn der Alte von der Ziegeninsel bekam sammt seiner zusammengewürfelten Truppenmacht ganz gehörige deutsche Hiebe. Zu seiner Verfolgung ward eine fliegende Colonne ausgesandt, welche bis Autun vordrang, auf dem Rückmarsch aber bei Châteauneuf plötzlich in feindliches Feuer gerieth. Da Gefahr im Verzuge war, so mußten leider die Verwundeten und das Sanitätspersonal in dem dicht in der Nähe des Kampfplatzes gelegenen Dorfe Vendenesse zurückgelassen werden. Werder that alles Mögliche, um über das Schicksal dieser Armen etwas Genaueres zu erfahren; er sandte Patrouillen, Boten und Kundschafter aus, allein ohne jedweden Erfolg. Die Patrouillen vermochten nicht so weit vorzudringen, und die Boten und Kund-

schafter kehrten nicht wieder zurück. Von der französischen Bevölkerung ließ sich, wie die Erfahrung bereits gelehrt, das Schlimmste erwarten, für diese Sorte von Menschen galt weder die Genfer Konvention, noch beachtete sie die Pflichten der Menschlichkeit.

Drei Tage waren in vergeblichem Warten verflossen, da äußerte Werder zu seinem Generalarzt: „Doctor, jetzt kann ich es nicht mehr länger ertragen, es muß etwas geschehen für unsere armen Verwundeten. Ja, wenn man wüßte, daß sie ordentlich verpflegt würden; aber wer kann sagen, ob sie nicht vielleicht gar in dem elenden Dorfe liegen geblieben sind, wo sich Niemand um sie kümmert."

„Mir aus der Seele gesprochen, Excellenz," lautete die Antwort des Generalarztes; „ich weiß indessen nichts Anderes mehr vorzuschlagen, als daß einer von uns Aerzten hingeht, und zwar offen und ohne jedwede Bedeckung, einzig und allein unter dem Schutze des rothen Kreuzes. Auch bin ich selbst mit Freuden bereit dazu."

„Nun gut, es sei. Allein Sie dürfen mir nicht fort, schlagen Sie einen Andern vor."

So traf denn die Wahl den ärztlichen Adjutanten des Generalarztes, den jetzigen Marine-Stabsarzt Theodor Müller von Pforzheim. In einem vierspännigen Krankenwagen, von zwei Sanitätssoldaten begleitet und mit einem offenen Schreiben des Generals versehen, der ihn mit rührenden Worten entlassen hatte, fuhr der unerschrockene Mann in dichtem Schneegestöber den westlichen Bergen zu.

Acht volle Tage vergingen, ohne daß Werder wieder etwas von ihm vernahm. Mit schmerzlichen Blicken betrachtete der tief empfindende Held die Briefe, welche während dieser Zeit von der alten Mutter des jungen Arztes eingelaufen waren. Da plötzlich in der neunten Nacht meldete ein Telegramm des Letzteren Ankunft in — — Basel. Es war ihm sonderbar genug ergangen.

Unser Stabsarzt hatte den ersten Tagemarsch bis Vendenesse

unangefochten zurückgelegt und daselbst die Verwundeten sofort aufgesucht, von ihnen aber nur noch zwei angetroffen. Die übrigen waren bereits nach Arnay gebracht worden. Als Doctor Müller das Haus wieder verlassen wollte, fand er den Ausgang von bewaffneten Bauern besetzt, die ihn für gefangen erklärten und von seiner internationalen Mission nichts wissen wollten. Nachdem er sich lange erfolglos mit der Rotte herumgezankt, gelang es ihm endlich, durch Vermittlung eines im Dorfe wohnenden pensionir-französischen Offiziers wenigstens so viel zu erwirken, daß man ihn in das ebenfalls in Arnay sich befindende feindliche Hauptquartier abführte und ihm die Erlaubniß ertheilte, seine zwei Verwundeten bis dahin mitnehmen zu dürfen.

In Arnay empfing unsern Doctor aber kein Geringerer, als der alte Garibaldi selbst. Der rothe Freiheitsmann hörte ihn freundlich an und schrieb ihm sofort mit eigener Hand ein Laisser-passer zur Rückkehr durch die Vorposten über Chagny und Beaune. Nach einem im Kreise des Garibaldi'schen Generalstabs zugebrachten interessanten Abend fuhr Doctor Müller in Begleitung von vier Franctireurs wieder ab und gelangte, wenn auch langsam (infolge zahlreicher marschirender Kolonnen), so doch ungefährdet bis Beaune. Daselbst aber kommandirte General Cremer, welcher den Versuch, direct durch die Vorpostenkette wieder nach Dijon zu gelangen, geradezu für naiv erklärte und den Befehl Garibaldi's nicht anerkannte.

So mußte denn unser Doctor sich wohl oder übel entschließen, den Vorschlag des französischen Generals, durch die Schweiz zurückzureisen, anzunehmen. Unter entsprechender Begleitung ward er direct über Macon nach Genf transportirt und kam endlich nach vierzehntägiger Abwesenheit in Dijon wieder an. Außer einigen Effecten und dem Porteépée seines Säbels hatte er nichts eingebüßt. Wagen und Pferde waren unversehrt geblieben, ja, die letzteren sogar von den Franzosen frisch beschlagen worden.*)

*) Wir verdanken die Mittheilung dieser Episode der Freundlichkeit des Herrn Generalarztes Dr. Hoffmann.

General Werder freute sich herzlich seiner Wiederkehr, zumal der junge Stabsarzt ihn über die Verpflegung der in Gefangenschaft gerathenen verwundeten Soldaten zu beruhigen vermochte...

Im Hauptquartier waren inzwischen Meldungen eingelaufen, daß sich der Feind im Saônethal wieder zu regen beginne, und zwar südlich von Dijon. Demzufolge hatte Werder am 30. November eine Recognoscirung auf eigene Faust unternommen, d. h. ohne größere Begleitung. Er ritt gegen das Städtchen Nuits vor, das — wie ihm in der Nähe des Orts patrouillirende Dragoner meldeten — vom Feind bereits besetzt sein sollte.

„Hoho," rief unser Held, „so rasch werden die Herren Franzosen doch wahrlich nicht vordringen! Wollen uns einmal selbst davon überzeugen."

Alle Warnungen, sich nicht in Gefahr zu begeben, prallten an ihm ab; er fühlte wieder einmal so rechte Lust, einen Husarenstreich auszuführen. Und so erkor er sich denn einen muthigen Dragonerlieutenant zu seiner Begleitung aus und ritt mit ihm direkt in das Städtchen.

Kaum hatten die Beiden aber die ersten Häuser passirt, als sie auch schon von allen Seiten Feuer erhielten. Werder blieb trotzdem höchst ruhig; er schüttelte sich ein wenig, drehte hierauf sein Pferd herum und ritt mit den Worten: „Nuits ist wahrhaftig besetzt!" aus dem Ort wieder heraus.

Es kamen jetzt unangenehme Tage für das 14. Armeecorps.

Der Winter hatte sich mit aller Macht und Strenge eingestellt und das Thermometer zeigte häufig achtzehn Grad Kälte an. Wege und Stege waren verschneit und infolge der heftigen Kälte spiegelglatt. Die Kolonnen konnten nicht recht vorwärts und saßen zum großen Theil auf den Etappen fest. Die rückwärtige Verbindung ward ebenfalls immer schwieriger, und dazu gesellte sich ein empfindlicher Mangel an Proviant. Heu und Stroh war gar nicht mehr vorhanden, und so mußten denn auch die Pferde darben. Die Pferde des Generalkommandos erhielten nur noch eine halbe und späterhin eine viertel Ration Hafer.

War die Lage für Werder und seine Truppen an und für

sich schon eine schwierige, so gestaltete sie sich noch viel bedenklicher, da der Feind mit aller Macht sich jetzt wieder zu rühren begann. Die Ueberfälle mehrten sich und im Saônethal rückten ansehnliche Streitkräfte gegen Nuits vorwärts. Auf diese Weise ward der um Werder gezogene Kreis immer enger. Um sich Luft zu machen, unternahm unser Held einen gegen Nuits gerichteten Vorstoß und entsandte am 18. Dezember den Generallieutnant Glümer mit zwei Brigaden in dieser Richtung.

Der Gegner hatte sich in und um Nuits eine festungsartige Position geschaffen und begrüßte die anstürmenden Kolonnen mit einem dichten Kugelregen. Die todesmuthigen Badener ließen sich indessen nicht zurückschrecken, und unaufhaltsam stürmten sie vorwärts. Salve um Salve ertönte, Gewehrkugeln und Granaten sausten gleich einer heulenden Windsbraut über die Fläche dahin, dennoch gewannen die Badener immer mehr Terrain. Noch war es nicht 4 Uhr, als der Feind vom Eisenbahndamm, den er am hartnäckigsten vertheidigte, vertrieben war.

Dieser Erfolg hatte allerdings viel deutsches Blut gekostet; 54 Offiziere und 880 Mann waren kampfunfähig geworden. Selbst die obersten Führer, welche im dichtesten Kugelregen ausgeharrt, hatten schwere Verwundungen erlitten, wie z. B. Prinz Wilhelm von Baden und der Generallieutnant von Glümer, so daß Werder selbst zuguterletzt das Kommando führen mußte. Allein ein nicht zu unterschätzender Sieg war errungen worden. Vor Abend schon wichen die Franzosen aus der Stadt und begaben sich auf die Flucht; nur die durch ziemlich schroff abfallende Bergkegel gesicherte feindliche Artillerie setzte den Kampf mit der deutschen fort, um schließlich unter dem Schutze der Nacht ebenfalls ihren Rückzug anzutreten.

Werder verbrachte mit einigen Offizieren die Nacht in einer an der Landstraße stehenden Schenke, in deren Räumlichkeiten ein größeres Lazareth errichtet worden war. Verwundete auf Verwundete brachte man dahin und gar mancher Schmerzenslaut hallte durch die stille Nacht.

Der General befand sich in einem außerordentlich erregten Zu-

stande, welcher größtentheils durch die Menge der blutigen Opfer hervorgerufen worden war, die der Kampf um Nuits gekostet.

Eine innere Unruhe trieb ihn rastlos auf und nieder, und in seinem weichfühlenden Herzen tobten die schmerzlichsten Gefühle. Gar mancher Offizier, mit dem er noch vor Kurzem freundlich geplaudert, lag jetzt als starre Leiche auf dem Schlachtfeld, — viele der tapferen badischen Jungen, die ihm so oft ein begeistertes Hurrah entgegen gejauchzt, waren nun auf einmal stille Männer geworden. Das packte das Heldenherz, und um sich gegen Niemand etwas von seiner innern Stimmung merken zu lassen, redete er sich gewaltsam in einen Zorn hinein und wetterte über Alles, was ihm in die Quere kam.

Die anwesenden Offiziere hatten einen schlimmen Stand und keiner von ihnen wagte ein Wort zu entgegnen. Immer toller rannte der General im Zimmer auf und nieder, bis er plötzlich vor einem Bett stehen blieb.

„Was soll das Ding hier?" rief er.

„Es ist das einzige Bett, das noch aufzutreiben war," theilte man ihm mit, „und für Ew. Excellenz bestimmt."

„Ich brauche kein Bett," polterte Werder, „ich werde überhaupt in dieser Nacht nicht schlafen, kann's auch nicht. Man soll das Bett hinüber in's Lazareth schaffen, das ist viel gescheidter, — ist für einen armen Verwundeten ein Labsal, aber nicht für Jemand, der gesund ist wie ich. Nur fort damit und rasch!"

So wurde denn das Bett wieder entfernt; Werder aber wetterte demungeachtet weiter fort. Mitternacht war nahe herangekommen und noch immer trieb es den General unruhig auf und nieder. Endlich überfiel ihn eine Mattigkeit und er begann stiller zu werden.

Mehrere Offiziere hatten sich heimlich aus dem Zimmer entfernt gehabt. Als sie nach einer geraumen Weile wieder eintraten, war Werder spurlos verschwunden.

„Wo ist der General?" fragten sie erstaunt.

Ein allgemeines „Bst" tönte ihnen entgegen, und statt aller Antwort deuteten die Kameraden nach einem Winkel im Zimmer

hin, woselbst der General auf einem Bunde Stroh ausgestreckt lag und schlief.

Leise und vorsichtig folgten die Offiziere seinem Beispiel, und bald darauf herrschte im Zimmer die größte Stille.

Als am nächsten Morgen Werder wieder nach Dijon zurückkehrte, war er seines Schmerzes bereits Meister geworden...

Das schönste Fest des Jahres, das heilige Christfest, nahte heran.

Wie tief innerlich die Christfeier im deutschen Herzen wurzelt, das war am besten während des Feldzugs zu sehen; denn als der heilige Abend herannahte, da bemächtigte sich der bärtigen Krieger ein unnennbares Sehnen nach dem lieben Heimatlande. Jene Helden, welche die treue Vaterlandswacht gehalten, welche den bösen Erbfeind siegreich zurückgeworfen und in so und so vielen Schlachten im heißesten Kugelregen gestanden hatten, sie Alle wurden an dem heiligen Weihnachtsabend zu großen Kindern in Soldatenjacken.

Auch in Dijon brannte so mancher Weihnachtsbaum, und in der Cloche hatten einige zwanzig dem Stabe zugehörige Offiziere einen großen Tannenbaum festlich aufgeputzt und sogar eine kleine Weihnachtstafel arrangirt.

Der Oberonkel durfte natürlich bei dem Feste nicht fehlen. Er erschien denn auch; auf seinem Antlitz lag jedoch ein tiefer Ernst und das freundliche Lächeln, das gewöhnlich um seine Lippen spielte, war spurlos verschwunden. Nachdem man eine kleine Lotterie veranstaltet und das Loos über die Vertheilung der Geschenke entschieden hatte, wobei der General ein paar Bernsteinknöpfe erhielt, setzte man sich zum Abendessen nieder, welches Werder zum Besten gab.

Noch war es nicht zu Ende, als unser Held sich erhob. In der Unterhaltung trat eine Pause ein und Aller Blicke richteten sich auf den General, welcher mit einer gewissen Feierlichkeit jetzt begann:

„Meine Herren! Wir stehen an einem wichtigen Vorabend. Ich meine damit nicht den hohen Festtag, welchen die Unsrigen da-

heim morgen begehen. Nein, ich spreche von einem Vorabend wichtiger Begebenheiten, der speziell das 14. Armeecorps und somit uns angeht. Es sind mir aus dem deutschen Hauptquartiere Nachrichten von größter Bedeutung zugegangen. Man meldet mir nämlich, daß der neue Plan der französischen Regierung, einen Theil des Krieges nach Osten zu verlegen, mittlerweile zur Ausführung gelangt sei. General Bourbaki rückt mit einer starken Heeresmacht heran, in der Absicht, Belfort zu entsetzen, das 14. Corps in der Flanke zu bedrohen, Elsaß zurückzuerobern und auf diese Weise die Hauptverbindungslinie nach Deutschland zu unterbrechen."

Diese im bestimmtesten Tone gemachten Mittheilungen riefen ein allgemeines Staunen hervor, jedoch zeigte sich auf keinem Antlitz eine Spur von Angst oder Besorgniß.

„Wir haben," fuhr der General weiter fort, „bereits eine ganze Reihe schwerer Tage hinter uns, und dennoch werden noch viel schwerere, ernstere für uns anbrechen. Mag da kommen, was da wolle, wir wollen in dem guten Glauben der Zukunft entgegengehen, daß Gott mit uns sei. Meine Herren, es lebe unser König und Kriegsherr, es lebe das deutsche Vaterland!"

Ein stürmisches Hoch folgte diesen Worten. Man schüttelte sich gegenseitig die Hand und gelobte sich im Stillen, dem Feinde trotzig entgegenzutreten und keinen Fuß breit zu weichen.

Nachdem die kleine Gesellschaft noch eine kurze Weile beisammen gesessen, löste sie sich auf, denn ein Jeder fühlte das Bedürfniß, mit seinen Gedanken allein zu sein, — mit Ausnahme Werder's und Leszczynski's. Sie blieben zusammen und entwarfen noch in derselben Nacht ihren wichtigen Operationsplan.

So endete die Weihnachtsfeier in der Cloche zu Dijon.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Bei Villersexel.

Beharrlichkeit führt zum Ziel. — Die Leimruthe Werder's. — Im Hauptquartier zu Aillevans. — Das Gefecht in Villersexel und der Generalstab im Granatenfeuer. — Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Werder brach am 27. Dezember von Dijon auf und trat mit den Haupttheilen seines Corps den Vormarsch nach Vesoul an, zufolge eines erhaltenen Befehls: die vorgeschobenen Positionen bei Dijon und Langres aufzugeben und die Dreieckslinie Vesoul-Lure-Montbeliard zu besetzen, um in Flanke und Rücken des Feindes fallen zu können, je nachdem Bourbaki ostwärts auf Belfort oder nordwärts auf die Verbindungen der großen deutschen Heere operiren sollte.

Es war ein gewaltiger Geschwindmarsch, den es innerhalb von zwei Tagen zurückzulegen galt, denn die Entfernung Vesouls von Dijon beträgt fünfzehn und eine halbe Meile. Dennoch löste das kleine Heldencorps die anstrengende Aufgabe, ungeachtet des schlechten Wetters, in mustergültiger Weise. Ein starker Schneefall und anhaltender Frost hatten die an und für sich beschwerlichen Wege, welche ein fortwährendes Bergauf- und Bergabsteigen erforderten, für Mannschaften und Pferde noch ermüdender

gemacht. Auf der spiegelglatten Fläche stürzte so manches Pferd, und der Generalstab verlor deren allein sechzehn. Zwei Stunden vor Vesoul sahen sich sogar Werder und sein Generalstabschef gezwungen, den Weg zu Fuße zurückzulegen, trotz der bereits hereingebrochenen Dunkelkeit, allein Beharrlichkeit führt zum Ziel, und so erreichte denn auch die Division, mit Ausnahme einer Brigade, welche in Gray beobachtend zurückgeblieben war, am Abend des 29. Dezember ihr Ziel.

Immer deutlicher trat die Absicht des Feindes zu Tage, direkt auf Belfort vorzugehen. Bei der numerischen Ueberlegenheit Bourbaki's, dessen Armee auf etwa 150,000 Mann geschätzt werden mußte, konnte Werder an eine Offensivbewegung kaum denken, zudem bot das gebirgige Terrain zu große Schwierigkeiten dar. Der General entschied sich daher dafür, dem Feind zuvorzukommen, ihn in der günstigen Position Frahier-Hericourt-Montbeliard zu erwarten und seinem Angriffe unter Mitverwendung der von Belfort heranzuziehenden Belagerungsartillerie die Spitze zu bieten.

Daß Bourbaki dem 14. Armeecorps bei Belfort zuvorkommen könnte, war die einzige Besorgniß, welche von verschiedenen Stabsangehörigen gehegt ward. Allein Werder redete ihnen dieselbe vollständig aus.

„Sehen Sie sich doch nur die Gefangenen an, welche unsere Soldaten in den letzten Tagen eingebracht haben," äußerte er, „die Kerle sind ja so schlecht genährt und bekleidet, daß schnelle Bewegungen des Feindes, und noch dazu mit concentrirten Massen und bei der herrschenden Kälte, durchaus nicht zu befürchten sind."

Diese Worte wirkten ungemein beruhigend. Dennoch beschloß Werder, um ganz sicher zu gehen, einen kurzen energischen Stoß gegen die Flanke des Feindes zu führen und denselben dadurch in seiner Vorwärtsbewegung zu unterbrechen.

„Geht der Vogel auf den Leim," meinte der General, „so können wir uns bei Montbeliard um so bequemer häuslich einrichten."

Zu diesem Zweck erhielt die dem 14. Corps beigegebene Re-

servedivision des Generals Schmeling Befehl, gegen das von feindlichen Abtheilungen besetzte Städtchen Villersexel vorzugehen, und warf am 9. Januar nach einem hitzigen Gefecht den Gegner glücklich heraus.

Das Hauptquartier Werder's befand sich an jenem Tage dreiviertel Meile nördlich von Villersexel in dem Dorfe Aillevans. Gegen Mittag langte ein Adjutant des Generals Schmeling an, welcher meldete, daß letzterer mit seinen schwachen Kräften sich nicht länger zu halten vermöge, da neue feindliche Kolonnen im Anmarsch seien, um Villersexel zu entsetzen.

Der Vogel war also richtig auf den Leim gegangen! Bourbaki hatte angesichts der Vorgänge in und bei Villersexel mit seinem Heere Halt gemacht und ansehnliche Verstärkungen dorthin gesandt.

„Wir müssen dem Gegner jedenfalls bis zum Anbruch der Nacht Stand halten," äußerte Werder zu dem bei ihm erschienenen Adjutanten, „bringen Sie dem General die Nachricht, daß ihm sofort alle disponiblen Landwehren zugesendet werden."

Der Adjutant empfahl sich; indessen ließ es unserm Helden keine Ruhe, es drängte und zog ihn nach Villersexel hin, in den Kampf hinein, und so ließ er sich denn gegen drei Uhr Nachmittags sein Pferd vorführen und ritt dem Städtchen zu. Der Generalstab mußte ihn natürlich begleiten und selbst der Generalarzt durfte nicht fehlen.

Nach einem kurzen Geschwindritt hatten Werder und sein Gefolge Villersexel erreicht und begaben sich sofort nach dem Schlosse, welches inmitten der Stadt auf einer bergartigen Erhöhung lag. Kaum war die auserwählte Gesellschaft daselbst angelangt, als auch schon ein gewaltiger Chassepothagel losbrach, wie er seit Straßburg kaum wieder gehört und gesehen worden war.

Werder kümmerte sich indessen sehr wenig darum und ertheilte seine Befehle, laut denen ein langsames Herausziehen der Truppen aus der Stadt stattfinden sollte. Langsam bewegte er sich hierauf mit seinem Gefolge den Berg hinab und ritt über die Brücke. In der Nähe derselben stieß er auf einen höheren Offi-

zier, mit dem er sich in ein dienstliches Gespräch einließ und welchem er verschiedene Aufträge ertheilte.

Die Verhandlungen zogen sich indessen sehr in die Länge; mittlerweile hatten jedoch die Franzosen den stehenden Trupp Reiter bemerkt und an ihren reichen Uniformen erkannt, daß sie dem Generalstabe zugehörten. Demzufolge eröffneten sie gegen den General und seine Begleiter ein Granatfeuer, „das" — wie einer der Herren später äußerte — „kaum mehr schön war."

„Na, jetzt wird Excellenz denn doch seine Verhandlungen abkürzen und uns zu einem gestreckten Carrière ermahnen," dachte die Mehrzahl seines Gefolges; allein dem war nicht so, denn der General sprach unbekümmert weiter mit dem Offizier, während ringsum auf den Dächern, in den Wänden und auf dem Boden die unheimlichen Eisengeschosse platzten.

Die Pferde drängten sich, ähnlich den Schafen bei Ausbruch eines Gewitters, mit den Köpfen zusammen und schlugen mit den Hinterbeinen jedes Mal aus, sobald ein Krach dicht neben ihnen ertönte.

„Eine schöne Figur," erzählte späterhin in einer lustigen Gesellschaft der Generalarzt, „mag in den verhängnißvollen Augenblicken Keiner von uns gespielt haben, Mehrere dürften auch ziemlich ordonnanzwidrig auf ihren Pferden gesessen haben, ja, vielleicht würde ein Maler aus der Situation ein humoristisches Genrebild geschaffen haben, aber Blut haben wir trotzdem Alle miteinander geschwitzt, das muß wahr sein."

Endlich war die Conferenz zu Ende und der General ritt ruhig weiter, als sei nicht das Mindeste vorgefallen. Wunderbarer Weise war auch Niemand verwundet worden.

Die Nacht machte endlich dem erbitterten Kampfe ein Ende. Mit heißem Ungestüm erwartete Bourbaki das Anbrechen des Morgens, denn er stand so ziemlich vollzählig mit seinem Heere vor Villersexel und hatte dem kleinen Corps seines Gegners eine erdrückende Umarmung zugedacht. Doch als die Franzmänner zum Angriff vorgehen wollten, fanden sie ihren Gegner nicht mehr

vor — — der Vogel war ausgeflogen in der Richtung auf Belfort zu.

Der Angeführte zu sein ist immer lästig; in eine Falle aber zu gehen, welche man einem Andern hat legen wollen, ist in höchstem Grade verdrießlich, um so mehr, als man im Voraus weiß, die Lacher nicht auf seiner Seite zu haben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der letzte Kampf.

Es starrt in's Land der Wasgenstein,
Die Winterstürme sausen.
Dort zuckt's und flammt's wie Wetterschein
Und dumpfe Donner grollen d'rein —
Im Thale die Schrecken hausen:
Dort kämpft die Thermopylen-Wacht,
Die deutsche, die grimme Völkerschlacht!

Unendlich wogt heran die Fluth
Der Franken, die Rache sprühen,
Mit ihnen der Banden giftige Brut,
Die Italiens Berg' und Hispaniens Glut
Und Sahara ausgespieen:
Sie lechzen, zu tragen Verwüstung und Brand
In's gottgesegnete deutsche Land.

Dem Heldenhäuflein nimmer graust,
Sie lassen die Banner wehen,
Sie führen das Eisen mit nerviger Faust
Und fühlen es klar, daß Gott darin braust.
„Hie fallen oder stehen,
Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein!"
Ertönt's, — „wir halten die Wacht am Rhein!"

Werder war mit seinem Generalstabe den Truppen, welche am 11. Januar so ziemlich vollzählig vor Montbeliard und Hericourt anlangten, nach Frahier vorausgeeilt, um die nöthigen Befehle zur Befestigung der längs des Lisainebaches sich hinziehenden, zwei Meilen langen Vertheidigungslinie zu geben.

Die Nacht vom 10. auf den 11. Januar verbrachte unser Held im Pfarrhause zu Frahier, mit dem Frühesten aber brach er schon nach Bourogne auf, in welchem Orte sich das Hauptquartier Treskow's, des Kommandeurs der Belforter Belagerungs-

truppen, befand. Mit Letzterem und dem Oberstlieutenant von Scheliha, welcher die Belagerungs-Artillerie befehligte, verabredete er die für die Vertheidigung erforderlichen Vorbereitungen.

Was von den Belagerungsgeschützen nur irgend entbehrt werden konnte, ward abgegeben, so daß doch 37 Geschütze, unter denen sich 16- und 24-Pfünder befanden, in die Gefechtslinie gebracht werden konnten.

Die Verabredungen Werder's und Treskow's hatten noch nicht ihr Ende erreicht, als ein königlicher Feldjäger dem General die Nachricht von der Bildung einer Ostarmee unter dem Oberkommando des Generals von Manteuffel überbrachte.

„Das Anrücken der Hilfstruppen," schloß der Bericht, „wird schon in den nächsten Tagen fühlbar werden."

„Ei nun," rief Werder in freudiger Ueberraschung aus, „so heißt's jetzt: fest stehen!"

Trotz alledem blieb es dennoch eine schwierige Aufgabe, welche der General mit seinem Corps zu lösen hatte; die bevorstehende bedeutungsschwere Schlacht mußte zwischen zwei feindlichen Feuern geschlagen werden, denn im Rücken mußte man jederzeit eines Ausfalls der Besatzung von Belfort gewärtig sein, während in der Front ein an Zahl mehr als dreifach überlegener Gegner stand.

In diesen schweren, verhängnißvollen Augenblicken war es wiederum das tiefe Gottvertrauen Werder's, das ihn emporrichtete und muthvoll vorgehen ließ.

Als der General Bourogne wieder verließ, hatte sich ein heftiger Sturm erhoben, der den fallenden eisigen Schnee unserm Helden gleich spitzigen Nadeln in's Gesicht trieb. Er achtete indessen weder auf Schnee noch Sturm, denn in seiner Brust ging es ungleich stürmischer zu. Ohne Verzug bestieg er sein Pferd und eilte an den Lisainebach zurück, woselbst in ununterbrochener Reihenfolge die Mannschaften seines Corps anlangten.

Werder besichtigte die weitausgedehnte Vorpostenkette, welche sich aus Linie und Landwehr zusammensetzte, und unterließ



Bei den Vorposten an der Lisaine.

es nicht, den vor Frost sich schüttelnden Kriegern Trost und Muth zuzusprechen.

„Haltet nur tüchtig aus, Kinder,“ äußerte er in seiner herzlichen Weise, „es geht Alles vorüber in diesem Leben. Denkt daran, daß Ihr berufen seid, das Vaterland und mit ihm zugleich Eure Familien vor einem entarteten Feinde zu beschützen. Es wird eine Zeit dann kommen, wo Ihr mit freudigem Stolze Euch an diese Stunden der Prüfung erinnern werdet, wo Ihr wieder daheim seid bei den Euern. Darum haltet hübsch aus, hört Ihr wohl? Fest stehen, — so laute Eure Parole, hie siegen oder fallen — das sei Euer Feldgeschrei.“

„Wollen's dem Bourbaki schon zeigen, daß wir stramme Soldaten sind,“ lautete dann gewöhnlich die Antwort, welche mit einem „Hoch unsere Excellenz!“ schloß.

Und in der That wußte jeder Soldat, worauf es ankam, wußte, daß Belfort entsetzt und die deutschen Gaue von den Horden des Feindes ernstlich bedroht werden sollten, sobald es Bourbaki gelang, an irgend einem Punkte den Wall zu durchbrechen, welchen das 14. Corps längs der Lisaine gezogen hatte. Werder erließ, in entsprechender Würdigung der Lage, die gemessensten Befehle, wonach jeder Truppentheil bis zum letzten Mann in seiner Stellung ausharren sollte, — dabei leuchtete der Held aber seinen Untergebenen als ein Muster der Ausdauer und Unverzagtheit hell voran.

Das Hauptquartier war hinter Hericourt in dem Dorfe Brevillers aufgeschlagen worden, und zwar in dem dortigen evangelischen Pfarrhause. Werder bewohnte das freundliche Studirzimmer des Hausherrn, während der engere Stab, das sogenannte „Quartett“ (aus dem Oberstlieutenant Leszczynski, dem Major Grolmann und den Hauptleuten Ziegler und Friedeburg bestehend), in einer gegenüber liegenden Stube einquartiert war.

Der freundliche Eindruck, den das Pfarrhaus hervorrief, ward durch den unheimlichen Pfarrherrn vollständig wieder aufgehoben.

Es war ein widerlicher Gesell, der mittelgroße, außerordentlich magere Mann, mit dem häßlichen, bleichen Gesicht und dem schielenden Augenpaar, und der gute Wilhelm hatte seine große Plage mit ihm. Von dem geistlichen Herrn war so gut wie gar nichts zu erlangen; auf alle an ihn gerichteten Fragen zuckte er mit den Achseln, lächelte und versetzte: „Thut mir leid, kann Ihnen aber mit gar nichts dienen.“ Der ehrliche Wilhelm wäre ihm gern auf den Leib gerückt, allein Werder gab es in seiner Gutmüthigkeit nicht zu.

„Wenn ick nur 'mal nach oben gehen dürfte, Excellenz,“ äußerte Wilhelm, als er abermals mit leeren Händen vor dem General erschien, „ick gloobe immer, daß dort alle Vorräthe aufgespeichert sind. Alleene der Schwarzrock giebt et nich zu, er sagt, da oben wär' seine Familie und seine Frau, die krank im Bette liege, und —“

„Und das kann auch der Fall sein,“ unterbrach ihn Werder; „ich habe dem Manne versprochen, die oberen Lokalitäten nicht zu betreten, und werde mein Wort als ehrlicher Deutscher auch halten. Damit Basta.“

„Aber, Excellenz,“ nahm Wilhelm unerschrocken seine Rede wieder auf, „der Kerl will uns nich 'mal dat unentbehrlichste Geschirre leihen.“

„Das muß er,“ antwortete der General. „Rufen Sie den Mann her.“

Mit einer fabelhaften Geschwindigkeit führte Wilhelm den Befehl aus, und schon nach wenigen Minuten kehrte er mit dem katzbuckelnden Pfarrherrn zurück.

Werder theilte ihm kurz und bündig mit, daß er seinem Diener den Zutritt in die Küche, sowie die Benutzung des Geschirrs nicht versagen dürfe.

„Wenn aber etwas zerbrochen wird?“ wandte der Hausherr ein.

„Dann bin ich der Mann, der es Euch ersetzen wird,“ gab Werder unwillig zurück.

Mit dieser Versicherung war der Pfarrer augenscheinlich

zufrieden gestellt und Wilhelm hielt mit einem gewissen triumphirenden Stolz seinen Einzug in die Küche.

Der General verweilte selbstverständlich nur wenig im Pfarrhause; erst nach Mitternacht kam er während der folgenden drei Schlachttage in's Bett, das er schon nach wenigen Stunden wieder verließ, um auf seinen Standort zurückzukehren, zu dem er eine hinter dem Städtchen Hericourt sich erhebende Anhöhe ausersehen hatte, von welcher aus er die verhängnißvolle Schlacht leitete und welche von den Truppen als der „Feldherrn-Hügel" charakteristisch bezeichnet wurde.

Am 12. Januar langten im Hauptquartier bereits Meldungen an, laut denen der Gegner die am weitesten vorgeschobenen Vorposten in kleinere Gefechte verwickelte, bis er endlich am 15. Januar zum Massenangriff schritt.

Schon am Tage vorher hatte man deutscherseits einen solchen erwartet gehabt, weshalb denn auch zu jener Zeit die Truppen bereits in Gefechtsstellung standen. Das Centrum bildete die Division des Generals von Schmeling, und zwar hielt die Artillerie den Höhenzug zwischen Luze und Hericourt besetzt, indeß die übrigen Mannschaften in und um den letztgenannten Ort Stellung nahmen. Nicht ohne Absicht hatte General von Werder der tapfern Division, welche bei Villersexel so heldenhaft gekämpft, gerade diesen Punkt zur Vertheidigung übergeben, denn das Städtchen Hericourt und seine Höhen gelten als Schlüssel zur Straße, welche von dort nach Belfort führt. — Der rechte Flügel setzte sich aus den Truppentheilen des Generalmajors von der Goltz (Befehlshaber zweier dem 14. Armeecorps zugetheilten preußischen Brigaden) und des Generalmajors von Degenfeld zusammen. Der linke Flügel bestand aus vier Bataillonen Landwehr und einer Infanteriebrigade der Schmeling'schen Division. Die Reserve bildete eine fernere Infanteriebrigade, welche hinter den Festungsbatterien Stellung genommen hatte.

Die Erde erglänzte im Kleide der Unschuld, gleichsam als wolle sie sich gegen das zu erwartende Blutbad verwahren; fußhoher Schnee bedeckte an vielen Stellen den Boden und eisiger

Wind steigerte die Kälte, welche in der Nacht vom 13. zum 14. Januar die Höhe von siebzehn Grad Réaumur erreicht hatte. Sämmtliche Bäche waren fest zugefroren, — ein Umstand, durch welchen die gewählte Vertheidigungsstellung einen wesentlichen Theil ihrer Stärke einbüßte.

Das war denn auch für Werder und Leszczynski Grund genug, noch einmal sich gemeinsam zu berathen, und Werder hielt es, in Anbetracht der Umstände, für unumgänglich nöthig, noch am Abend des 14. Januar telegraphisch beim großen Hauptquartier, unter genauer Darlegung der Situation, anzufragen, ob er den Kampf vor Belfort annehmen sollte. Er erhielt folgende telegraphische Antwort:

„Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen."

Allein das Telegramm gelangte erst am 15. Januar sechs Uhr Abends in Werder's Besitz, nachdem er an diesem Tage bereits das Schlachtfeld siegreich behauptet hatte.

Am Morgen des 15. Januar griff der Feind mit großer Ueberlegenheit die Vorposten des rechten Flügels und des Centrums an und ging dann mit einem kräftigen Offensivstoß namentlich gegen das Centrum vor. Es gelang ihm denn auch, die Stadt Montbeliard zu besetzen. Damit hatte aber auch, in dieser Richtung wenigstens, der Bourbaki'sche Vormarsch sein Ende erreicht, denn weder Hericourt noch das feste Schloß in Montbeliard ließen sich die deutschen Truppen entreißen, und donnernd brauste bei jedem Angriff aus jeder Kanone und jedem Lauf dem Gegner die Losung des Heldencorps entgegen: „Fest stehen! Hie sterben oder siegen!" Die Nacht setzte schließlich dem blutigen Kampfe ein Ziel; immer seltener fielen die Schüsse, nur zuweilen weckte eine vereinzelte Salve das Echo der Berge wieder; bald bedeckte finstere Nacht das Schlachtfeld, auf welchem in nicht geringer Zahl Todte und Verwundete lagen. In unheimlichem Roth bewegten sich, Irrlichtern gleich, die Fackeln der Krankenträger hin und her. Tiefe Stille breitete sich über die ganze Gegend aus. Unter Gottes freiem Himmel, bei Eis und Schnee, biwakirten

die deutschen Truppen, — noch immer guten Muths, denn dem Feinde war es an diesem Tage nicht gelungen, die Stellung Werder's zu durchbrechen. Die Kälte war freilich unerträglich; allein die opfermuthigen Krieger sprachen einander Trost zu, und das Wort eines ihrer Kameraden, des preußischen Landwehrmanns Lehmann (der Name ist nicht erdichtet), welcher in dieser Situation lustig ausrief: „Hurrah, wat müssen die Franzosen da drüben frieren!" — fachte den gesunkenen Humor von Neuem an.

Werder hatte mit Einbruch der Dunkelheit den Feldherrnhügel verlassen und sich in's Hauptquartier, nach Brevillers, zurückbegeben, woselbst er vom General Manteuffel die Meldung vorfand, daß derselbe am 14. Januar mit dem zweiten und siebenten Armeecorps den Vormarsch von Chatillon in der Hauptrichtung auf Vesoul angetreten habe.

Bis in die späte Nacht fanden Berathungen im Generalstab statt; auch wurden die zahlreichen Ordonnanzen vernommen, welche von allen Punkten der Gefechtslinie entsendet worden waren und allerlei Meldungen brachten.

Noch herrschte tiefe Dunkelheit, als Werder am nächsten Morgen Brevillers wieder verließ und sich mit seinem Stabe nach seinem Beobachtungsposten begab.

Endlich entschwand die Nacht und die Mannschaften blickten in einen nebelgrauen Morgen, — ein für die auf die Vertheidigung angewiesenen Truppen gefährlicher Vorhang, welcher sich erst gegen Mittag auseinanderzog.

Bourbaki setzte seinen Angriff mit erneuter Heftigkeit fort und richtete denselben zunächst wiederum gegen das Centrum, allein auch heute ohne jeglichen Erfolg. Die Landwehr stand wie die Mauern fest und eröffnete gegen die anstürmenden Kolonnen ein vernichtendes Schnellfeuer, so daß der Feind sich schließlich mit beträchtlichen Verlusten zurückzog.

Bis dahin war Alles gut gegangen und der Franzmann entschieden im Nachtheil. Der Nachmittag des zweiten Schlachttages sollte jedoch für den rechten Flügel des Werder'schen Corps verhängnißvoll werden. Dorthin hatte nämlich Bourbaki im

Laufe des Morgens sehr beträchtliche Streitkräfte gesandt und drängte nunmehr mit Uebermacht den Generalmajor von Degenfeld, welcher nur über drei Bataillone und ebensoviel Batterieen verfügte, trotz energischer Gegenwehr, in zehnstündigem Kampfe von Chenebier bis nach Frahier zurück.

Eine kritische Lage!

Was Hericourt im Centrum, hatte Frahier als äußerste Flankenposition zu bedeuten, denn von dort zweigte sich ebenfalls eine Landstraße nach Belfort ab.

Es bedurfte nur noch eines Ruckes, und es war geschehen und Bourbaki's Zweck erreicht.

Droben auf dem Feldherrnhügel herrschte ein dumpfes Schweigen. Still, fest und unbeweglich stand General Werder da, nur zuweilen überflog ihn ein Frostschauer, nur von Zeit zu Zeit stampfte er den Schnee von den Füßen weg.

Die Position auf der Anhöhe bot einen trefflichen Ueberblick dar. Man vermochte von dort aus das gesammte Schlachtfeld zu übersehen, auch war es da oben persönlich nicht gefährlich; nur eine einzige Kugel verirrte sich dahin und zerschlug allerdings einem armen Fähnrich den Schenkel. Im Uebrigen konnten die Begleiter Werder's vor Gefahr ziemlich ruhig sein, und dennoch hätten sie es lieber gesehen, daß die feindlichen Geschosse sich auf die Anhöhe verirrt. Dann wäre es doch nicht so entsetzlich still gewesen. Aengstlich blickte ein Jeder auf den bewegungslos dastehenden Feldherrn, aus dessen Körper alles Leben gewichen schien.

Ein Jeder fühlte die entscheidungsvolle Krisis, welche herangekommen war.

Im Rücken des Berges stand nur noch ein einziges Bataillon in Reserve, alle übrigen befanden sich auf dem Marsche, um dem bedrohten rechten Flügel zu Hilfe zu eilen.

„Werden sie nicht zu spät an Ort und Stelle anlangen?" Diese Frage bewegt jedes Gemüth. Werder schaut starr nach der Richtung hin, wo Frahier liegt.

Eine lange, unheimliche Pause. Da plötzlich ertönt ein Krach, ihm folgt ein zweiter und dritter.

Was ist geschehen? In den Augen des Feldherrn blitzt es freudig auf, Alles umdrängt ihn und sieht ihn fragend an. Er deutet nach dem so schwer bedrängten Frahier und ruft: „Gott war mit uns!" Und in dem tiefernsten Antlitz des in sich gekehrten Leszczynski blitzt es gleichfalls auf wie freudiges Wetterleuchten, und er spricht halb leise vor sich hin die wenigen und doch so bedeutsamen Worte: „Er zieht ab!"

Noch sind sie nur prophetisch, allein sein Strategenblick hat das Richtige herausgefunden und seine Aeußerung wird sich bald herrlich erfüllen.

Der Franzmann weicht in Unordnung aus Frahier zurück, denn auf der nach Belfort führenden Landstraße ist urplötzlich eine schwere Reserve-Batterie erschienen und donnert den anstürmenden feindlichen Schaaren ein vernichtendes „Halt!" entgegen. Mit größter Sicherheit treffen die deutschen Geschosse die Reihen des Gegners und zwingen ihn zum Rückzuge.

„Wir können dem entscheidungsvollen Ende schon morgen entgegensehen," äußert Werder zu seinem Stabe, mit dem er den Rückweg in's Hauptquartier angetreten. „Noch ist der Feind, was die nördliche Linie anlangt, entschieden im Vortheil, denn er hat heute bedeutende Positionen gewonnen. Jetzt gilt's, sie ihm wieder zu entreißen."

Abermals hüllte tiefe Nacht das Gefechtsfeld ein. Unter dem Schutze derselben ging der Feind noch einmal vor, ohne jedoch etwas zu erreichen. Aus jedem Flintenlauf, aus jeder Geschützmündung dröhnte ihm das deutsche Losungswort entgegen: „Feststehen! Hie fallen oder siegen!"

An alle Truppen erließ Werder den strengen Befehl, während der folgenden Nacht kein Feuer anzuzünden, ja, nicht einmal Tabak zu rauchen, um dem Feinde in keiner Weise die Stellungen zu verrathen, welche infolge der Verstärkungen, die während der Nacht dem rechten Flügel zugeführt werden sollten, bedeutend anders sich gestalteten.

Werder konnte nicht umhin, der Landwehr namentlich Trost zuzusprechen. Er stattete mehreren Abtheilungen noch am späten

Abend Besuche ab und äußerte in dem ihm zu Gebote stehenden herzlichen Tone: „Meine alte Landwehr, haltet's nur diese Nacht noch aus, es wird schon noch einmal gehen. Ich weiß ja, daß Ihr hungert und friert, allein es geschähe ja nicht, wenn's nicht sein müßte, wenn nicht Alles auf dem Spiele stünde. Darum noch einmal: Haltet fest und verzagt nicht!"

„Hier ist meine Hand, Excellenz," entgegnete der bereits früher erwähnte Lehmann, „wir wollen muthig ausharren. Eine Nacht ist ja bald vorüber und der alte Herrgott wird uns schon nicht verlassen."

Werder vermochte nichts zu erwidern, die einfachen Worte des Landwehrmanns hatten sein Herz gewaltig gepackt. Er drückte dem bärtigen Krieger die Hand und kehrte in's Hauptquartier zurück.

Auch unser Held mußte die Nacht im Dunkeln verbringen und sich mit halbhungrigem Magen auf's harte Lager werfen, denn der allgemeine Nothstand, welcher bei den Truppen herrschte, erstreckte sich auch auf das Hauptquartier.

„Es war eine gute Schule für uns Alle," erzählte der Generalarzt Doctor Hoffmann, „als allmälig ein Lebensbedürfniß nach dem andern ausging. Zuerst erreichten die Zuckervorräthe ihr Ende, dann kamen die Lichter an die Reihe, so daß wir nolens volens im Dunkeln sitzen mußten, hierauf folgten der Wein, die Milch, die Kartoffeln, das frische Fleisch und zuguterletzt sogar das Papier."

Der letztere Fall versetzte den Registrator des Corps nahezu in eine gelinde Verzweiflung, so daß er — wie die böse Welt sagt — mit dem Gedanken umging, sich am überflüssig gewordenen Aktenstecher zu vergreifen.

Wir, die wir die qualvollen Stunden härtester Entbehrung nicht mit durchgemacht, haben freilich gut lachen; allein man braucht nur seine Phantasie ein wenig anzustrengen und sich in die Lage der Betreffenden zu versetzen, und man wird die Dinge mit sehr ernsten Augen ansehen.

Eines komischen Zwischenfalls müssen wir aber trotzdem Erwähnung thun.

Das Hauptquartier führte schon seit längerer Zeit auf seinen Kreuz= und Querzügen eine Kuh mit, die namentlich in den schweren Tagen vor Belfort gute Dienste leistete. Waren auch sonst alle Vorräthe zu Ende gegangen, so erfreute man sich doch wenigstens noch der Milch, welche die „Corpskuh", wie dieselbe allgemein genannt wurde, in reichlicher Menge gab.

Wer beschreibt nun aber den Schrecken Wilhelm's, als dieser in der Frühe des 17. Januars nach der Kuh sehen will und dieselbe spurlos verschwunden ist! Der gesammte Stab kommt in eine gewisse Aufregung, selbst der General legt die Stirne in Falten. Man sucht, man forscht nach der geliebten Milchspenderin, allein ohne Erfolg.

Sie blieb denn auch verschwunden, was daher kam, daß während der Nacht die hungrigen Mannschaften einer Batterie auf kühne Freibeuterei ausgegangen waren und sich die Kuh erkoren hatten, die sie alsbald schlachteten. Als sie am nächsten Tage hörten, wem die Kuh zugehört habe, wurden sie freilich mäuschenstill, denn es hätte sich ein gewaltiges Donnerwetter über ihren Häuptern zusammengezogen, wenn ihre Schuld an's Licht gekommen wäre.

Für den 17. Januar waren entscheidende Kämpfe im Centrum nicht mehr wahrscheinlich, General Werder konnte daher sein Hauptaugenmerk auf den rechten Flügel wenden. Schon am Nachmittage des 16. Januar waren — wie wir bereits mitgetheilt — beträchtliche Verstärkungen dorthin mit dem Auftrage entsandt worden, ein Vorgehen des Feindes über Frahier hinaus zu verhindern und Chenebier wieder zu nehmen. Am Morgen des letzten Schlachttages entwickelten sich demgemäß in jener Richtung verschiedene Gefechte, welche indessen unentschieden blieben, denn bald waren die Franzosen und bald die Badenser im Vortheil.

Im Verlaufe des Tages führte der Gegner mit seinem gesammten linken Flügel in dieser Richtung einige kräftige Offensivstöße aus, ohne aber irgend welchen Erfolg zu erringen. Auch gegen das deutsche Centrum und die linke Flanke richtete der Feind Angriffe, allein sie waren matt und man spürte ihnen an,

daß sie nicht mehr mit der ursprünglichen Kraft ausgeführt wurden. Am Spätnachmittag liefen von allen Seiten Meldungen ein, daß der Feind Schützengräben aufwerfe und sich verbarrikadire.

Jetzt war kein Zweifel mehr und das prophetische Wort Leszczynski's zur Wahrheit geworden: „Er zog ab!"

Das unmöglich scheinende, große Werk war also doch gelungen und der Durchbruch der Franzosen in der Richtung nach Belfort und Baden vereitelt worden. Unter dem Schutze seiner Batterien trat der gewaltige Bourbaki seinen Rückzug an, um einem furchtbaren Elend und der heißen Umarmung der anrückenden Manteuffel'schen Armee entgegen zu gehen.

„Gott war mit uns!" wiederholte Werder, der Held, und wahrlich, es war eine Fügung der Vorsehung, daß zu der nämlichen Stunde, wo in dem fernen Versailles Deutschlands Schirmherr als Kaiser ausgerufen ward, gerade die Söhne der Grenzmark des wiedererstandenen Deutschen Reiches am Fuße der Vogesen dem alten Erbfeind ein siegreiches „Bis hierher und nicht weiter!" entgegendonnerten.

Drei Tage wogte das Mordgewühl —
  Rings Feuergarben sprossen,
Wo die glühende Saat der Granaten fiel.
Begierig suchet die Kugel ihr Ziel
  Bei Freunden, bei Feind' und Genossen.
Wild, immer wilder der Schlachtruf gellt:
Doch fest wie der Felsen steht Werder der Held.

Da ward zur tödtlichen Ebbe die Fluth —
  Die Sturmkolonnen zerschellen
Am ehrlichen deutschen Mannesmuth!
Es knirrscht der Frank' in verzweifelnder Wuth
  Und rückwärts strömen die Wellen. —
Fern hinter ihm tönt's im Abendroth:
„Eine feste Burg ist unser Gott!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nachspiel.

Wir begleiten unsern Helden bis nach Nanzig, um dann von ihm auf französischem Boden Abschied zu nehmen.

Werder, welcher nach den mannigfachen Anstrengungen der letzten Tage der Erholung und Ruhe jedenfalls dringend bedurfte, ward in der Nacht vom 18. zum 19. Januar höchst unsanft aus dem Schlaf geweckt. Vor dem Pfarrhause ertönte der Ruf Feuer, und gleichzeitig kam aus den unteren Lokalitäten des dicht daneben stehenden Schulgebäudes ein greller Lichtschein. Es brannte denn auch in der That in dem Schulzimmer, woselbst Angehörige des Hauptquartiers bemüht gewesen waren, sich mit Hilfe der vorgefundenen Bänke ein behaglich erwärmtes Stübchen zu machen. Glücklicherweise gelang es, des Feuers bald Herr zu werden, allein Werder war durch dieses Vorkommniß so ermuntert, daß er aufblieb und sich zu den in der Nähe liegenden Truppenabtheilungen begab.

Am Vormittag desselben Tages langte aus Versailles folgendes Telegramm an ihn an:

„Dem General von Werder, Kommandirenden des 14. Armee-
„corps in Montbeliard. Ihre heldenmüthige dreitägige siegreiche
„Vertheidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken,

„ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen „für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung „und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine höchste Aner- „kennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Rothen „Adlerordens mit Eichenlaub und Schwertern als Beweis Meiner „Anerkennung.

„Ihr dankbarer König
„Wilhelm."

Wer konnte es wohl dem Helden verdenken, daß er sich dieser Anerkennung seines geliebten Kriegsherrn doppelte freute und daß sie ihm die liebste geblieben ist von allen, welche ihm in so reicher Zahl zutheil geworden sind. Der in dem königlichen Telegramm gedachten Dekoration war wenige Tage früher eine andere vorhergegangen. König Wilhelm hatte nämlich dem Helden für den strategischen Schachzug bei Villersexel den Orden pour le mérite mit Eichenlaub verliehen.

Am 20. Januar erließ Werder an seine Truppen folgenden Armeebefehl.

„Das 14. Armeecorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarster Art, sowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzugs zählen wird. Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einfallen wollte, aufzuhalten und sodann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesem Erfolge einen Lohn für ihre Mühe erblicken! Der Dank Sr. Majestät wurde mir bereits allergnädigst übermittelt. Meine aufrichtigsten Glückwünsche für diese ruhmreichen Tage vom 14. bis 18. Januar füge ich hinzu.

Werder."

Die Mehrzahl der Truppen bekam diesen Armeebefehl erst später zu Gesicht, da das 14. Armeecorps aus der Defensive zur Offensive übergegangen war und die Bourbaki'sche Armee verfolgte.

Werder verweilte noch einige Tage in Brevillers; als er sich zur Abreise anschickte, erschien der Hausherr mit einem äußerst trübseligen Gesicht, hustete erst einige Male verlegen und begann dann über den Schaden zu lamentiren, der ihm zugefügt worden sei.

„Glauben Excellenz dem Manne nur ja nicht," rief der ehrliche Wilhelm in erregtem Tone, „ein paar Teller, die schon vorher so und so viele Sprünge gehabt, sind zerbrochen worden, sonst nichts."

„Wie?" rief nun der Pfarrer ebenfalls aufgebracht, „habt Ihr nicht auch den großen Topf zerschlagen und die Schüssel —"

„Ist ja nicht wahr," wetterte Wilhelm, „von all' dem Zeugs ist mir nicht das Mindeste unter die Augen gekommen."

„Nur ruhig," gebot Werder; dann entnahm er seiner Brieftasche vierzig Franken und überreichte sie dem schielenden Hausherrn mit den Worten: „Das wird wohl genug sein, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen."

Der Pfarrer verbeugte sich viele Male, strich vergnügt das Geld ein und machte sich aus dem Staube.

Als Werder in Begleitung Wilhelm's aus dem Hause trat, fuhr eben ein Wagen vorüber, auf welchem sich mehrere leicht verwundete Krieger befanden. Sie waren des Generals kaum ansichtig geworden, als sie in ein donnerndes Hurrah ausbrachen. Werder trat an den Wagen heran und sprach mit einem Jeden in der leutseligsten Weise. Unter den Verwundeten befand sich auch der mehrerwähnte Landwehrmann Lehmann, welcher von einer Chassepotkugel in's rechte Bein getroffen worden war. Er hatte trotzdem aber seinen guten Humor nicht eingebüßt und rief jetzt lustig:

„Na, Excellenz, haben wir von de Landwehr unser Wort gehalten?"

„Das habt Ihr," gab Werder zurück, „und es soll Euch unvergessen bleiben."

„Aber schön war jene Nacht nich, Excellenz, und gefroren haben wir wie die Schneider. Alleene vor's Vaterland thut man Alles und vor unsere Excellenz gehen wir sogar durch's Feuer, wenn's drauf ankommt."

Werder reichte dem wackern Manne noch einmal die Hand, worauf sich nochmals ein Hurrahrufen erhob, unter welchem der Wagen davonfuhr.

Der General begab sich direkt nach Dôle, mußte aber — von den überall marschirenden Kolonnen mehrfach aufgehalten — unterwegs einmal übernachten. Sein Quartiergeber, welcher den besseren Ständen angehörte, zeigte sich gegen ihn außerordentlich freundlich und erlaubte sich die Frage, wen er eigentlich das Vergnügen habe, in seinem Hause zu beherbergen.

Der General nannte seinen Namen.

„Sie sind der General Werder?" fragte der Franzose ungläubig, „ich glaubte, derselbe stehe bereits nicht mehr auf französischem Boden."

„Warum nicht?"

„Weil ich erst vor wenigen Stunden von zwei Bourbaki'schen Generälen, die hier ebenfalls im Quartier gelegen, die Nachricht erhielt, daß Werder mit seinem Corps zurückgeworfen sei und die Flucht ergriffen habe."

„So, so," meinte der General lächelnd; „ich kann Ihnen nur sagen, daß ich der Werder bin, von dem Sie sprechen, und daß nicht *mein* Corps, wohl aber das Bourbaki'sche Heer geschlagen worden ist und jetzt von uns verfolgt wird."

Da machte der Franzose ein äußerst verblüfftes Gesicht und ward sehr kleinlaut.

Am nächsten Morgen reiste Werder nach Dôle ab, wo er zunächst blieb. Die Ehrenbezeugungen und Gratulationen seitens der Offiziere wollten kein Ende nehmen, und der General mußte sich ihnen schließlich gewaltsam entziehen.

Aber nicht nur in seiner nächsten Umgebung ehrte man den Helden von Belfort, nein, auch aus der Ferne trafen Huldigungen aller Art ein. So empfing er beispielsweise am ersten Februar von dem Karlsruher Gemeinderath ein Schreiben, in welchem er gebeten ward, das Ehrenbürgerrecht anzunehmen, und am siebenten Februar verkündete ihm die Universität zu Freiburg, daß die



Werder und die verwundete Landwehr.

philosophische Fakultät ihm die Doctorwürde honoris causa verliehen habe.

Als Werder das Schreiben erbrach, befand sich zufälligerweise Leszczynski in seiner Nähe, dem er dasselbe überreichte. Nachdem der Generalstabschef gelesen, fragte ihn Werder, unter Anspielung auf ein Blücher'sches Witzwort*), lachend:

„Na, wie ist's, Oberstlieutenant, wollen Sie jetzt auch Apotheker werden?"

„Ich danke, Excellenz," versetzte Leszczynski mit einer artigen Verbeugung, „ich befinde mich in meiner Stellung so wohl, daß ich nicht an einen Wechsel denke." ...

Bald hallte die Nachricht von den Großthaten Werder's und seines tapfern Corps in ganz Deutschland wieder. Unendlicher Jubel brauste daher über alle deutsche Gauen, ganz besonders aber jauchzte das zum zweiten Male in diesem Feldzuge bedroht gewesene Badener Land dem treuen Wächter jener deutschen Grenzmark enthusiastisch zu und sein Name erlangte mit einem Schlage eine Volksthümlichkeit, welche nahezu an jene Blücher's streift.

Daß aber nicht nur das Volk, sondern auch Deutschlands Kaiser den Helden ehrte, davon giebt uns folgendes kleine Vorkommniß einen schlagenden Beweis:

Als König Wilhelm am 13. März in Nanzig anlangte, ward er von der Generalität begrüßt, unter welcher sich auch Werder befand. Kaum hatte der König den Sieger von Montbeliard bemerkt, als er ihm die Hände entgegenstreckte und ihm zurief: „Ich habe Ihnen schon brieflich gedankt, aber das ist nicht genug."

Der General wollte darauf dem Könige die Hand küssen, allein der edle Kriegsherr ließ ihm dazu nicht Zeit, sondern schloß ihn bewegt in seine Arme.

Und so wollen denn auch wir dem Helden von Belfort und seinem tapfern Corps unsern Dank darbringen und das Gelöbniß

---

*) Als nämlich Blücher hörte, daß er von der Universität zu Oxford zum Doctor ernannt worden war, fand er die Sache so spaßhaft, daß er ausrief: „Nu, wenn ich Doctor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!"

beifügen, daß wir ihrer glorreichen Thaten stets eingedenk bleiben und niemals vergessen wollen, daß sie es gewesen, welche unsern heimatlichen Herd mit ihrem Herzblute vor dem fremden Eroberer geschützt.

Dank Euch, Ihr Helden, die fest und treu
Gehalten die Wacht am Rheine,
Dank Eurem Führer, der stand wie ein Leu,
Auf hoher Wacht alleine.
Sein Kaiser, er hat ihn hoch geehrt,
Germania reicht ihm Schild und Schwert,
Und Lied und Wort soll fort und fort
Den Werder preisen von Ort zu Ort!

IV. Abtheilung.

Des Vaterlandes Dank.

Grüß Gott! Du sieggekrönter Held,
Deß Ruhm durchdrang die ganze Welt!
Das Vaterland jauchzt Dir entgegen,
Befreit durch Deinen Heldenmuth, —
Die Fahnen weh'n an allen Wegen,
Das Herz durchflammt des Dankes Gluth:
Du tapf'rer Held, im Siegesglanz,
Nimm hin den reichen Lorbeerkranz.

I.

Einzug in der neuen Heimat.

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch."

Die Diplomaten der beiden gegnerischen Mächte hatten sich endlich zu dem kleinen, unscheinbaren Federstrich bequemt, d. h. die Friedensakte unterzeichnet, — und siehe da, die Wirkung war eine außerordentliche. Nicht mehr blitzte es aus Gewehrläufen und gähnenden Feuerschlünden drohend auf, nicht mehr suchten die Spitzen der Bajonette die Brust der Feinde, um den tödtlichen Stoß zu führen, nicht mehr standen sich die Heere der Gegner in banger, heißer Erwartung kampfbereit gegenüber, — der kleine diplomatische Federzug hatte dem Allen ein Ende bereitet und den Engel des Friedens herbeigerufen, der in seiner Rechten segnend den Palmenzweig schwang.

„Es war vollbracht!" Dieses Wort des Heilands durften Deutschlands Heldensöhne mit voller Berechtigung nachsprechen, denn auch sie hatten einen Sieg errungen, wie er bisher noch nie erkämpft worden war. Die schwere Arbeit war gethan, sehnsüchtig richteten nun die deutschen Helden ihre Blicke der Heimat zu, von

der sie so lange getrennt gewesen, und jubelnd empfingen sie die Ordre, welche den Rückmarsch der einzelnen Heerkörper anbefahl.

Auch für Werder und sein tapferes Corps schlug die erlösende Stunde. Allein während seine Soldaten an den alten heimatlichen Herd zurückkehrten, zog er einer neuen Heimatsstätte entgegen, denn nicht mehr sollte das pommer'sche Land den Heldengeneral beherbergen, sondern Badens Residenzstadt sein künftiger Aufenthaltsort sein, als der Sitz des Oberkommandos des XIV. Armeecorps.

Von der außerordentlichen Popularität, deren sein Name sich in allen Schichten der Gesellschaft erfreute, hatte der General noch keine Ahnung, um so mehr mußte ihn der enthusiastische Jubel überraschen, mit dem er in allen Städten, Städtchen und Dörfern des badischen Landes empfangen wurde, die er auf seinem Rückmarsche berührte.

Am zweiten April langte Werder in der badischen Residenz an, am Bahnhofe von Tausenden empfangen, die den Besieger Bourbaki's, den Wiedereroberer Straßburgs von Angesicht zu Angesicht sehen wollten. Durch die Spalier bildenden Massen führte ihn eine Hofequipage nach dem Schlosse.

Dort kam auf der großen Freitreppe Badens Fürst dem ruhmgekrönten Feldherrn entgegen, ihn mit Worten des herzlichsten Dankes empfangend, dem sich auch die Großherzogin anschloß ...

Das kleine Karlsruhe feierte jetzt große Festtage. Am dritten April hielt das heldenmüthige XIV. Armeecorps seinen Einzug, und am nächstfolgenden Tage veranstaltete die Stadt der gesammten Garnison und den anwesenden Landwehrmännern ein originelles Fest. Auf dem ausgedehnten, mit Bäumen und Gartenanlagen geschmückten Schloßplatz waren lange Tische und Bänke aufgeschlagen, an denen die Tapferen reichlich mit kalten Speisen, Wein, Bier und Cigarren bewirthet wurden.

Beim Beginn des Festes erschien in endlosen Reihen die Schuljugend und durchzog den Festplatz; die Mädchen spendeten Kränze und Blumen, während die Knaben Gedichte und Lieder an die Krieger vertheilten. Dazu ließ die vor dem mit Trophäen geschmückten

Karl=Friedrichs=Monumente aufgestellte Musik des Leib=Grenadierregiments ihre lustigsten Weisen erschallen, und hin und wieder erklang auch wohl aus den Kehlen der tapferen Vaterlandsvertheidiger ein kerniges patriotisches Lied.

Jubel und Freude herrschten überall, wohin man nur immer seine Blicke richten mochte; auch währte es nicht lange, so war der militärische Kreis gesprengt und in bunter Reihe wogte es in den Baumgängen von Militär= und Civilpersonen, denn heute war sozusagen ganz Karlsruhe auf den Beinen. Aber auch aus den Dörfern der Umgegend strömte es herbei, und mancher Bauersmann in seiner kleidsamen Schwarzwäldertracht, manches rothwangige Bauermädchen saß oder spazierte neben einem mit dem eisernen Kreuze geschmückten Helden, welcher der Sohn, Bruder oder Bräutigam war.

Ach, und wie viel gab es da zu erzählen! Ernstes und Komisches in bunter Fülle. Der Lagerhumor, den das Heldenhäuflein sich trotz aller Mühsale und Strapazen aufbewahrt, brach an jenem fröhlichen Nachmittage frank und frei durch, ohne dabei im Mindesten verletzend zu werden.

Immer höher schlugen die Wogen der Freude und des Jubels, plötzlich aber brauste ein donnerndes, immer wieder auf's Neue beginnendes Hurrah durch die Luft.

Wem galt es wohl?

Niemand Anderm, als dem Helden von Mömpelgard, der jetzt mit seinen obersten Führern die Alleen durchschritt.

„Unsere Excellenz Werder lebe hoch! Hurrah!" rief und schrie es von allen Seiten und überall schwenkte man die Feldmützen.

Ach, wie that dieser Ehrengruß von seinen lieben Soldaten dem General so wohl, wie blitzte es so freudig in den kleinen, zusammengekniffenen Augen auf, und wie spiegelte sich die innere Erregung in dem Zittern der Mundwinkel wieder, die sonst so eisern fest unter dem kurzen Schnurrbart hervorschauen. Gar vielen seiner Braven schüttelte Held Werder die Hand und für jeden der Landwehrmänner hatte er ein freundliches Wort, denn „seine Landwehr" ist dem alten General in's Herz gewachsen.

Unter andauerndem Jubel war er bis in die Nähe des Monuments gekommen, als eine kleine, hier spielende Scene seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Neben einem auf eine Krücke gestützten Landwehrmann stand nämlich ein französischer Infanterist, der sich auf der Heimreise nach Frankreich befand und in Karlsruhe einen halben Tag Rast gemacht hatte. Der Franzmann schaute eben mit sauersüßer Miene die Trophäen an, als unerwartet unser Landwehrmann ihm sein Käppi vom Haupt nahm und lakonisch äußerte:

„Männeken, dat gehört eegentlich ooch da nuff!"

Diesen Worten folgte von Seiten der Umstehenden ein schallendes Gelächter, das sich noch steigerte, als der Franzose ängstlich nach seiner Mütze griff, um sich hierauf mit großer Geschwindigkeit aus dem Staube zu machen.

Infolge dieses komischen Intermezzos hatte man den General Werder nicht bemerkt, der jetzt auf den Landwehrmann zuschritt, ihm die Hand reichte und lächelnd sagte:

„Das ist ja der Lehmann, — na, freut mich, Euch wieder wohlauf zu sehen."

Der Landwehrmann stand einen Augenblick ganz verdutzt da, dann aber rief er in freudiger Ueberraschung aus:

„Zum Dunnerwetter, dat is ja uns're Excellenz, — na nu, Kathrine, wo steckst Du denn?" Nach diesen Worten wandte er sich wieder an den General, indem er erklärend hinzufügte: „Meine Frau is nämlich jetzt auf Besuch bei mich und freut sich schon, wie's Kind zu Weihnacht, auf Excellenz. Herrjeh, ja, — nee, wo sie nur man steckt. Ick werde ihr mal pfeifen."

Damit führte er die Daumen an den Mund und stieß einen gellenden Pfiff hervor. Und siehe da, auf dieses Signal fand sich die im Tumult seitabwärts gekommene Landwehrmannsfrau sofort ein, gleich einem verirrten Schäflein, das vom Hirten gerufen wird.

Lehmann faßte die kleine korpulente Frau am Arme, wies auf den General und rief ihr unter heftigen Gestikulationen zu: „Du, dat is er!"

„Wer denn?"

„Na, wer denn anders, als unsere Excellenz, von der ick Dir schon so ville erzählt habe.“

„Ach, du Gerechtiger,“ schrie Frau Katharine erschrocken auf und zupfte Haube, Kleid und Schürze verlegen zurecht, „das hab' ich ja niche gewußt, ich dachte, General Excellenz hätte einen langen rothen Bart!“

„Gefalle ich Ihnen nicht auch ohne solchen Bart?“ lachte der General und schüttelte der Frau die Hand.

„Ach Jotte doch, ja,“ knixte Katharine, „nein, die Ehre, o je ja, ich schäme mir ordentlich.“ Dabei zog sie ihr Taschentuch und verhüllte damit das Gesicht.

Der General winkte dem Landwehrmann noch einmal freundlich zu und ging dann unter dem Hurrahrufen der Anwesenden weiter.

Noch längere Zeit verweilte er im Kreise seiner Soldaten, bis endlich die eintretende Dunkelheit dem fröhlichen Feste ein Ziel setzte und die angeheiterten Krieger sich in die Wirthshäuser oder aber zu befreundeten Familien begaben, wo sie für den Abend eingeladen waren.

II.

Deutschlands Ehrengaben.

„Das Vaterland, es ehrt sich selbst,
Indem es seine Helden ehrt.“

Immer klarer und deutlicher stellte es sich heraus, daß General von Werder, dessen Name bisher nur wenig über die militärischen Kreise hinausgedrungen, durch die siegreiche Schlacht bei Mömpelgard zu einem berühmten Feldherrn geworden war, und zwar zu einem Feldherrn, dessen Name sich im gesammten deutschen Volke einer an die Zeiten Blücher's erinnernden Popularität erfreute.

War denn nun aber der durch das XIV. Armeecorps errungene Sieg in der That die größte der in dem ruhmreichen Feldzuge vollführten Waffenthaten? Der gerechtigkeitsliebende Geschichtschreiber muß auf diese Frage dieselbe Antwort abgeben, wie sie von Werder zu wiederholten Malen selbst ausgesprochen wurde, indem er äußerte: „Ich weiß nicht, weshalb die Leute mir und meinem Corps wegen der dreitägigen Schlacht so viel Weihrauch streuen. Wir haben uns allerdings tapfer gehalten und brav gewehrt, das Gleiche ist aber auch von anderen Truppenkörpern geschehen und die Tage von Wörth und Sedan sind um vieles bedeutender gewesen, als unser Kampf bei Mömpelgard.“

Man möchte versucht sein, diesen Ausspruch des Generals einer falschen Bescheidenheit zuzuschreiben, allein dem ist nicht so; Werder hat damit seine innerste Ueberzeugung ausgesprochen und spätere Geschichtschreiber werden ihm beistimmen.

Wenn trotzdem der Sieg bei Mömpelgard in den Augen des Volkes, und namentlich in Süddeutschland, die übrigen Heldenthaten des ruhmreichen Feldzugs um ein gut Theil überragt, so ist der Grund eben nur in der Dankbarkeit des Volkes zu suchen, dessen Landesgrenzen — ungeachtet aller bisher erfochtenen Siege — noch einmal in schwerer Gefahr schwebten. Und als daher durch Werder's Corps der drohende Einfall der Bourbaki'schen Schaaren abgewendet worden war, athmete man im deutschen Lande frei auf; man fühlte sich erlöst von dem drückenden Alp, der noch auf der Brust gelegen, und das Gefühl des Dankes gegen den Helden und sein Corps brach mächtig durch. Namentlich war dies im badischen Lande der Fall, und auch mit vollem Recht; denn wohl bei keinem andern Kampfe während des gesammten Feldzugs wären im Fall des Unterliegens die Folgen für das zunächst bedrohte Land so unmittelbare und furchtbare gewesen. Nur wer in jener schweren, gewitterschwülen Zeit in Süddeutschland lebte, weiß, wie groß die Befürchtungen waren und wie so herzinnig später die Gefühle des Dankes für den heldenmüthigen Feldherrn zu Tage traten. Man bot Alles auf, ihn zu ehren und zu erfreuen. Schon am ersten Februar erhielt Werder, wie wir bereits in einem früheren Abschnitt mittheilten, von der Stadt Karlsruhe das Ehrenbürgerrecht, und Freiburg, dessen Universität ihm, wie wir bereits mittheilten, die Doctorwürde honoris causa verliehen hatte, folgte dem Beispiele der Residenz bald nach. Die Städte Karlsruhe und Baden ruhten nicht eher, als bis sie einer ihrer Straßen den Namen des ruhmgekrönten Feldherrn gegeben, und der Verschönerungsverein des Kantons Edenkoben in der Rheinpfalz stellte auf einem in der Nähe der Stadt liegenden Berge eine größere Anlage her, errichtete auf dem höchsten Punkte eine fünfzig Fuß hohe Säule und nannte das Ganze: „Werder-Platz."

Aber auch aus weiterer Ferne erhielt der Feldherr Beweise höchster Anerkennung und Auszeichnung.

So übersandte ihm eine Anzahl angesehener Frauen in Stuttgart eine Prachtbibel, welcher später — wie wir sehen werden — noch ein anderes kostbares Geschenk aus derselben Stadt nachfolgte. Die Provinz Rheinhessen widmete dem Feldherrn ebenfalls eine Ehrengabe, und zwar einen silbernen, mit einem goldenen Lorbeerkranze gezierten Helm von antiker Form; auf den Blättern des Kranzes fanden sich die Namen der Schlachten und Gefechte verzeichnet, durch welche sich Held Werder im Kampfe gegen Frankreich ausgezeichnet hatte.

Mit dieser sinnigen Gabe ließ es das dankbare Rheinhessen indessen noch nicht bewenden; es fügte eine zweite hinzu, welche aus diversen Quantitäten Weins aus den vorzüglichsten Lagen der Provinz bestand und in der That eine außerordentliche Zierde des Werder'schen Weinkellers ward.

Wenige Wochen später langte aus Berlin ein kostbarer Degen an, dessen goldenes Gefäß reich mit Smaragden besetzt war und einen außerordentlichen materiellen Werth hatte.

So häuften sich Geschenke auf Geschenke, von denen wir nur noch folgendes, als eines der sinnigsten, hervorheben wollen:

Die Stadt Hamburg ließ für den General einen silbernen und goldenen runden Ehrenschild anfertigen, welcher einer näheren Beschreibung wohl werth erscheint. Vier radikale Spangen theilen diesen Schild in vier Flächen, deren Mittelpunkt ein kämpfendes, von einem Lorbeerkranz umschlungenes Adlerpaar darstellt. Den Schmuck der Spangen bilden französische militärische Embleme, über denen Siegesgöttinnen schweben, während zwischen den Spangen vier Hautreliefs angebracht sind. Dieselben zeigen: den fröhlichen Auszug der siegesgewissen Krieger; die Uebergabe der Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Straßburg; den dreitägigen Kampf um Belfort und die Heimkehr der lorbeergeschmückten Truppen. Die Schildfläche ist von einem breiten, reich ornamentirten Rand umschlossen, welcher eine Kette in Form von Medaillons enthält, auf denen sich die Porträts der unter dem Feldherrn thätig gewe-

senen Abtheilungsführer befinden. Dazwischen sind in farbiger Emaille auf Gold die Namen der Schlachten und Gefechte des XIV. Armeecorps verzeichnet, sowie die Widmung und die beiden Wappen der Stadt Hamburg und des Generals angebracht. Den Abschluß bildet in Lapidarschrift der Wortlaut der anerkennenden Depesche des Kaisers Wilhelm an die Kaiserin: „Bourbaki hat nach dreitägiger Schlacht sich vor dem Werder'schen heldenmüthigen Widerstand zurückgezogen. Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen."

Der bescheidene Feldherr nahm zwar mit inniger Freude all' diese kostbaren Geschenke entgegen, wiederholte aber immer wieder auf's Neue:

„Man ehrt mich zu viel; hab' ich ja doch nur meine Pflicht und Schuldigkeit gethan."

Wer fühlte sich nicht mit erhoben durch einen derartigen Volksdank, wie er dem tapfern Werder zutheil geworden ist und wie er in der neueren Geschichte jedenfalls einzig dasteht!

Der allmächtige Gott hatte das schwierige Werk des gläubig an ihm hangenden Feldherrn gesegnet und ihn nicht verlassen in der Stunde der Gefahr, und das dankbare Volk jauchzte ihm jetzt entgegen, und wahrlich, in diesem Falle ging das alte Wort prächtig in Erfüllung: „Des Volkes Stimm' ist Gottes Stimm'!"

III.

Im badischen Oberland.

„Du kräftig Land!
Wie Deiner Riesenberge Urgebeine,
Steht fest im Volk die alte, treue, reine
Anhänglichkeit an's liebe Vaterland."

Infolge verschiedener an ihn ergangener Einladungen unternahm General von Werder im September eine Reise nach dem badischen Oberlande und begab sich, vom herrlichsten Wetter begünstigt, zunächst nach Konstanz an das „schwäbische Meer", wie dort der Bodensee im Munde des Volkes heißt.

Ein stürmischer Empfang ward ihm in der uralten Stadt zutheil, die dem General zu Ehren ihr schönstes Festgewand — Fahnen- und Blumenschmuck — angelegt hatte. Nachdem die städtischen Behörden, sowie die Offiziere der Garnison den hochgeehrten Gast begrüßt, erschienen Festjungfrauen, welche demselben unter sinniger Ansprache einen silbernen Lorbeerkranz überreichten und ein begeistertes Hoch ausbrachten.

Werder dankte in ebenso herzlichen als bescheidenen Worten, ließ die ihm dargebrachten Huldigungen aber nur für die ganze Armee, nicht für seine Person allein gelten.

Am nächsten Tage unternahm er eine Spazierfahrt auf dem

prächtigen Bodensee, dessen großartige Naturschönheiten sozusagen sein ganzes Herz öffneten. Mit freudig stolzen Blicken schaute er auf die an den blühenden Gestaden des Sees zerstreut liegenden Städte und Dörfer, auf die fruchtbaren Rebhügel, welche von den Wellen bespült werden, auf die stattlichen Obstalleen und die waldumkränzten Höhen, von denen Schlösser und Ritterburgen in das Thal hinab grüßen, — mit freudig stolzen Blicken weidete er sich an der lieblichen Schöne der Landschaft, und er durfte das mit vollem Rechte, hatte er ja doch den Frieden derselben vor räuberischem Einfall bewahrt, waren die entarteten Horden Bourbaki's doch seitab gedrängt worden, in das Schweizerland, deren gewaltige Eisriesen aus der Ferne ihm jetzt entgegen glänzten.

Ueberhaupt empfand der General auf der ganzen Reise durch das herrliche badische Land in hohem Grade das beseligende Gefühl, dieses gesegnete Stück Erde vor Noth und Verwüstung bewahrt zu haben mit Gottes Hilfe und der treuen, heldenmüthigen Ausdauer seines Corps.

Von Konstanz begab sich Werder nach Donaueschingen, der Residenz der Fürsten von Fürstenberg, von deren Einwohnern er gleichfalls eine Einladung erhalten hatte.

Eine zahllose Menschenmenge belagerte dort den Bahnhof, und als der Zug in die Halle einfuhr, ertönten Böllersalven und donnernde Hurrahrufe.

Beim Aussteigen aus dem Wagen fiel dem General sogleich eine Anzahl alter, weißhaariger und bärtiger Militärs auf, welche Spalier gebildet hatten. Es war der Donaueschinger Invalidenverein. Werder ging auf die greisen Soldaten zu, aus deren Reihen jetzt ein zweiundachtzigjähriger Veteran trat, mit einem Eichenkranze in der Hand und dem eisernen Kreuze auf der Brust.

Der General blickte nicht ohne Rührung auf den alten Mann und dessen Orden, welcher ihm erschien wie ein Gruß aus ferner großer Zeit, die mit der jüngst entschwundenen so bedeutsame Berührungspunkte hatte.

Der Veteran begrüßte ehrfurchtsvoll den Feldherrn und begann:

„Gestatten Ew. Excellenz einer Anzahl alter Militärs, Ihnen, dem Helden von Mömpelgard, dem hochverdienten General, ihren bescheidenen Dank darzubringen. Es ist freilich eine außerordentlich kleine Gabe, die ich für Ew. Excellenz in Bereitschaft habe, und sie wird sich unter den kostbaren Ehrengeschenken sehr ärmlich ausnehmen; allein nicht die Gabe selbst, sondern vielmehr der gute Wille ehrt den Geber. Und so nehmen denn Ew. Excellenz diesen Eichenkranz hier hin, als das Sinnbild deutscher Stärke und Treue, das sich ja auch auf unseren eisernen Kreuzen befindet, mit denen Preußens Könige unsere Brust schmückten."

Mit einem leichten Zittern in der Hand nahm Werder das sinnige Geschenk entgegen, dann umarmte er den Alten und drückte ihm herzlich die Hand.

„Wo haben Sie das Kreuz erhalten?" fragte er den Veteran.

„Bei Waterloo," lautete die Antwort.

„Bei Waterloo? Wie kamen Sie als Badenser dorthin?"

„Ich war als Freiwilliger in das Blücher'sche Heer eingetreten."

„Das ist eine schöne Erinnerung für Sie," versetzte Werder, „um die ich Sie fast beneiden möchte."

„So sind Ew. Excellenz ein Verehrer des alten Marschall Vorwärts?"

Werder nickte bejahend, worauf der Veteran mit einer für sein Alter überraschenden Lebhaftigkeit ausrief: „Das habe ich mir wohl gedacht, und ich will Ew. Excellenz nur sagen, daß Sie mich sehr stark an den alten Vater Blücher erinnern, — das war auch so ein Held von Gottesgnaden."

Nach diesen Worten schwenkte er seine Mütze und rief: „Unser junger Vater Blücher, der General von Werder, lebe hoch!"

Ein tausendstimmiger Chor fiel lebhaft ein, und unter dem Jubel der Bevölkerung bestieg der gefeierte Feldherr, nachdem er den Veteranen noch einmal zugewinkt, mit seiner Begleitung die für ihn bereit stehenden Wagen und fuhr in die reich beflaggte Stadt ein, die mit Ovationen aller Art ihren lieben Gast ehrte.

Als der Abend hereingebrochen war, nahte sich ein Fackelzug

dem Schlosse, in welchem Werder seine Wohnung genommen hatte. Musik und Gesang ertönten in bunter Abwechslung, bis endlich das Lied von der Wacht am Rhein die Festlichkeit beschloß...

Der nächste Tag führte Werder nach Villingen. Das kleine Städtchen hatte Alles aufgeboten und in Bewegung gesetzt, um dem hochverehrten Gast einen würdigen Empfang zu bereiten; da war nichts vergessen worden: Fahnen und Guirlanden, weißgekleidete Jungfrauen und mit frischem Eichenlaub geschmückte Musiker, Glockengeläute und Böllersalven, Schuljugend und Bürgerschaft, — kurzum, Alles war beisammen und bemüht, die Feier zu einer schönen und würdigen zu gestalten.

An einem Lorbeerkranz, der dem Sieger und Helden überreicht ward, fehlte es ebenfalls nicht, der zahllosen Hochs nicht zu gedenken, die von der Bevölkerung enthusiastisch gerufen wurden.

Auch hier protestirte Werder lebhaft gegen die ihm dargebrachten Ovationen, ließ dagegen den deutschen Kaiser und die gesammte deutsche Armee hoch leben. Die guten Villinger hätten den General gern länger in ihrer Stadt gesehen; diesen Wunsch vermochte Werder ihnen jedoch nicht zu erfüllen, da er Nachricht erhalten hatte, daß eine Deputation aus Stuttgart in den nächsten Tagen in Karlsruhe eintreffen und ihn dort aufsuchen werde. So mußte er denn seine Heimreise beschleunigen und verließ alsbald wieder das freundliche Villingen. Auf dem ganzen Wege durch die Stadt war er jedoch von der Spalier bildenden Schuljugend einem Blumen- und Bouquetregen ausgesetzt, den er von der Schwarzwald-Flora sicherlich nicht so reichlich erwartet hatte.

Und wie in Villingen erging es unserm Helden auch anderwärts, so daß seine Heimfahrt einem wahrhaftigen Triumphzuge glich. Jetzt mußte er es endlich glauben, daß er in dem Herzen des Volkes lebte und von Alt und Jung, Hoch und Niedrig nicht allein verehrt, sondern auch geliebt wurde, als „der treue Beschützer der theuern Landesmark.

IV.

Ein Gruß aus Schwaben.

„Der Mann, der ist uns lieb und werth,
Deß starke Hand das deutsche Schwert
Schwang über unsres Feindes Haupt,
Der Freiheit uns und Ehre raubt.“

Am achtundzwanzigsten September trafen aus Stuttgart in der badischen Residenz zwei Herren ein, welche die Ueberbringer einer Ehrengabe waren, die das Schwabenland dem General von Werder darbrachte. Das Geschenk bestand aus einem kunstvoll gearbeiteten Ehrenschwert und einer dasselbe begleitenden Widmungsurkunde. Auf der elfenbeinernen Scheide besagten Schwertes befinden sich die Namen der Orte verzeichnet, an denen sich der General während des Feldzugs am meisten ausgezeichnet; die Klinge dagegen enthält in goldenen Buchstaben auf blau angelaufenem Grund folgende Inschriften: auf der einen Seite „Deutsches Erz, deutsches Herz,“ und auf der andern „Siegreich und stark, Hort deutscher Mark.“ Die Urkunde ist in gothischen, vielfarbigen Lettern ausgeführt und trägt auf dem pergamentenen Umschlag das Facsimile von Werder's ungemein bezeichnender, kräftiger Namensschrift...

Die beiden Stuttgarter Abgesandten begaben sich den Tag

nach ihrer Ankunft in die Wohnung des Generals, um ihm die Ehrengabe zu überreichen.

Werder war hoch erfreut über das kostbare Geschenk.

„Dennoch," äußerte er, „nehme ich die mir zutheil gewordene Anerkennung aus dem lieben Schwabenland nur im Namen meines tapfern Heeres, nicht aber in meinem eigenen an. Ich bin überzeugt, daß man mir darob nicht zürnen werde, was mir in diesem Falle doppelt leid sein sollte, da gerade Württemberg sich mir so überaus freundlich gezeigt hat. Noch mit großer Dankbarkeit erinnere ich mich der Prachtbibel, die mir von den Frauen Stuttgarts übersendet wurde und mir als eine Gabe, die ich eher für mich allein in Anspruch nehmen kann, besonders werth ist."

Nachdem die Abgesandten nochmals ihre Verehrung für den General ausgesprochen hatten, empfahlen sie sich.

„Ich sage Ihnen jetzt Adieu," versetzte Werder, „hoffe Sie aber bei der heutigen Mittagstafel als meine lieben Gäste begrüßen zu dürfen." Die Herren verneigten sich und schritten der Thüre zu, der General hielt sie jedoch zurück, indem er hinzufügte: „Und dann noch Eins. Ich habe, von Ihrer Ankunft zum Voraus unterrichtet, eine kleine Gesellschaft zusammengebeten, die auf mein Ersuchen hin, wegen der von mir geliebten Gemüthlichkeit und Einfachheit, im Oberrock erscheinen wird. Vielleicht geben Sie meiner Bitte nach und erscheinen in der gleichen Kleidung. Ich weiß nicht, der Frack hat für mich etwas Beengendes, Ungemüthliches."

Die Abgesandten sahen sich ob dieser Rede ziemlich verlegen an, bis schließlich einer von ihnen herausplatzte:

„Wir befinden uns in größter Verlegenheit, Excellenz, allein wir führen außer unseren Fracks nur noch ein paar weite Paletots mit uns."

„O, das ist schade," meinte Werder; „wie wär's, meine Herren, wenn Sie die Fracks zu Hause ließen und nur in Paletots erschienen?"

Die Stuttgarter zuckten verlegen die Achseln und entgegneten, daß die Paletots zu weit seien, um damit füglich in eine Gesellschaft gehen zu können.

Diese Auskunft erfreute den General ganz und gar nicht, und es war ihm anzusehen, daß er den beiden Herren am liebsten ein paar passende Oberröcke aus seiner Garderobe geborgt haben würde, wenn dies angegangen wäre.

„Wir hoffen trotzdem, die von Ew. Excellenz geliebte Gemüthlichkeit mit zu Tische zu bringen," äußerten lächelnd die Stuttgarter Herren, worauf sie sich beurlaubten.

Am Spätnachmittag fand sich in dem behaglichen Speisesaal des Werder'schen Hauses eine außerordentlich gemüthliche Gesellschaft zusammen, welche außer dem Wirth und seinen beiden Stuttgarter Gästen noch aus zwei Diplomaten und einigen Generalen und hohen Offizieren bestand.

Die liebenswürdige Laune Werder's zeigte sich in ihrem besten Licht, Trinkspruch folgte auf Trinkspruch, bis schließlich der General sich erhob und sagte:

„Ich trinke in edlem deutschen Wein, den mir das liebe Rheinhessen verehrt, auf das Wohl von Württemberg, dem treuen Schwabenlande."

Die Gläser klangen aneinander und wurden hierauf bis zur Neige geleert.

„Die Württemberger sollen leben," fuhr nach einer Pause Werder weiter fort, „und vor Allem die württemberg'sche tapfere Armee!"

„Es steht nur zu bedauern," meinte bescheiden der eine der Abgesandten, „daß ihr nicht öfter in dem Feldzuge Gelegenheit geworden ist, sich auszuzeichnen."

„Ei," rief der General, „da muß ich bitten. Die Schwaben haben wahre Heldenstreiche vollführt, und nicht blos bei Champigny, sondern auch am Tage von Wörth. Ich kann Ihnen nur sagen, daß die Württemberger, trotz ihrer Ermüdung infolge des damals zurückgelegten Eilmarsches, durch die Wucht ihres ebenso unverweilten als ungestümen Angriffs den Ausschlag für den dort errungenen Sieg gegeben haben."

Natürlich wandte sich von jetzt ab das Gespräch ausschließlich den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu, man be-

sprach die Kreuz- und Querzüge des XIV. Armeecorps und kam zuguterletzt auch auf Garibaldi, den Werder bekanntlich beinahe gefangen hätte.

„Was würden Ew. Excellenz mit dem Narren wohl angefangen haben?“ hieß es allgemein.

Der General antwortete:

„Ich würde ihn als französischen General und mit Achtung behandelt haben, denn er ist zwar im wahren Sinne des Worts ein ganzer Narr, aber ein edler Mensch.“

Diese Antwort macht jedenfalls der Denkungsart Werder's alle Ehre.

Unter Frohsinn und Heiterkeit schwanden die Stunden schnell dahin, und der Abend nahte bereits, als die kleine Gesellschaft sich endlich von ihren Plätzen erhob.

Der General entfernte sich, kehrte aber schon nach wenigen Minuten mit drei Exemplaren seines photographischen Bildnisses zurück, welche er mit seiner Unterschrift versehen hatte und die er den beiden Abgesandten, sowie der Vorsteherin des Frauen-Comités verehrte, durch welches ihm die Bibel übersandt worden war.

Die Gäste brachen auf.

Werder schüttelte den Stuttgarter Herren beim Abschiede noch einmal herzlich die Hand und rief ihnen zu:

„Grüßen Sie mir das liebe Schwabenland und überbringen Sie seinen Bewohnern meinen aufrichtigen Dank. So es Gottes Wille ist, sehen wir uns in Stuttgart, das ich demnächst besuchen werde, wieder — aber dann hoffe ich — ohne Frack!“

Werder hielt sein Versprechen und stattete ein halbes Jahr später der schwäbischen Königsstadt seinen Besuch ab. Die Aufnahme des Generals seitens der dortigen Bevölkerung war eine überaus glänzende, und seit dem Siegesjubel von Sedan und dem Einzuge der württemberg'schen Truppen eine ähnliche Begeisterung daselbst nicht dagewesen . . .

Am Schlusse des Jahres 1871 ward Werder noch eine Ueberraschung eigener Art zutheil. Als er nämlich von einer Reise nach St. Petersburg, wohin er sich mit dem Prinzen Friedrich Karl,

Moltke und anderen hohen Militärs zur Theilnahme an dem Georgs-Ordens-Feste begeben, wieder nach Karlsruhe zurückkehrte, fand er ein eigenthümliches Christgeschenk vor; nämlich zwei Bernhardinerhunde von blendend weißer Farbe und feinen Seidenhaaren. Es war dies die Gabe eines patriotischen Oekonomen in Leonberg, und sie erfreute Werder derart, daß er dem Geber seine Photographie mit freundlichem Zusatze übersendete.

V.

Zum Gedächtniß des großen Sieges bei Montbeliard.

„Zeit der Wunder, Zeit von Eisen —
Bracht' uns gold'ne Zeit herein;
Noch von uns'rer Enkel Weisen
Sollst Du einst gepriesen sein!"

Es war jedenfalls auffallend, daß unter den vielen Ehrengeschenken, welche General von Werder erhalten, auch nicht ein einziges das Land zum Geber hatte, welches dem siegreichen XIV. Armeecorps und seinem Heldenführer so unendlichen Dank schuldete, nämlich Baden.

Bei der patriotischen Gesinnung der Bewohner des Großherzogthums, sowie bei der allgemeinen Verehrung, mit welcher man aller Orten dem Sieger von Montbeliard begegnete, mußte ein derartiges Zurückhalten doppelt auffallen. Allein das Sprichwort sagt nicht mit Unrecht: „Was lange währt, wird gut." Dieser Fall sollte auch hier eintreten, denn eines Tages empfing Werder folgende, von vielen Gemeinden des Landes unterzeichnete Adresse:

„Dem Sieger von Mömpelgard, August von Werder.

„Als vor wenigen Monaten der Erbfeind unseres Vaterlands, „niedergeworfen, aber nicht besiegt, den letzten Einsatz wagend, sein „letztes Heer gegen unsere offene Südmark sandte, daß es in Ba„dens Gauen die erlittenen Niederlagen räche, da warfen Sie,

„durch einen ebenso genial erdachten als kühn ausgeführten Zug „das andringende Franzosenheer überholend, ihm einen Wall muthiger Streiter entgegen.

„In banger Erwartung stand unser Volk, als in den Tagen „vom 15. bis 18. Januar der Feind sich rachedürstend auf die an „Zahl dreifach schwächere Schaar stürzte. Waren es doch mit unsere „Brüder und Söhne, die diese letzte Schutzwehr bildeten, und „wußten wir, daß, wenn dieselbe gefallen, die ganze Wucht des an„gestauten wüthenden Heeresstromes, jetzt durch nichts mehr auf„gehalten, Tod und Verderben bringend sich über unser gesegnetes „Land ergießen mußte. Aber felsenfest unter ihrem unerschütter„lichen Feldherrn stand die Wehr. Dreimal stürmte das gallische „Heer gegen sie an und dreimal prallte es machtlos ab an dem „todesmuthigen Widerstand der deutschen Helden. Und zurück„geschlagen, im Rückzug verfolgt, aufgelöst, brach es zusammen, „und von Schwert, Kälte und Hunger gleichmäßig zertrümmert, „mußten seine Reste Schutz und Rettung suchen jenseits der Berge „eines fremden Landes. Da endlich, aller Hoffnung bar, beug„ten sich, um den bis dahin verschmähten Frieden bittend, die „feindlichen Heerführer.

„Befreit athmeten die Bewohner Badens auf, bewundernd „richteten sich die dankbaren Blicke ganz Deutschlands, voran sei„nes Kaisers, auf General von Werder, den Wiedereroberer „unseres Straßburg, den Retter Süddeutschlands, und auf sein „XIV. Armeecorps.

„Ein Gefühl des heißesten Dankes entströmte allen Herzen, „des Dankes gegen den Herrn der Heerschaaren, des Dankes „gegen den glorreichen Feldherrn und sein heldenmüthiges Heer, „und ein Wunsch bewegte Alle, der Wunsch, diesem Danke auch „einen würdigen äußern Ausdruck zu verleihen. Wie aber die „Dankbarkeit unauslöschlich in unsere Herzen eingegraben ist, so „sollte auch das äußere Dankeszeichen ein bleibendes sein. Dieser „Gesinnung entsprossen ist der Beschluß einer großen Anzahl von „Gemeinden Badens:

„Es solle zum ewigen Angedenken des nach drei-

„tägiger Schlacht bei Mömpelgard durch General „von Werder und das aus Preußen und Badenern „bestehende XIV. Armeecorps erfochtenen glänzenden „und befreienden Sieges ein Denkmal in Freiburg, „der Hauptstadt des badischen Oberlandes, errichtet „werden."

„Möge dasselbe künftigen Geschlechtern den Ruhm des Feld= „herrn und seiner Soldaten, und die Anerkennung, Verehrung „und Bewunderung des dankbaren badischen Volkes verkünden „und dazu beitragen, noch in entfernten Zeiten die heilige Liebe „zum großen deutschen Vaterlande zu entflammen."

In der That lag in dieser Auszeichnung der höchste Ausdruck der Verehrung, die das dankbare Vaterland dem General zollte; und würdig des großen Gegenstandes hat der Künstler, der mit der Ausführung des Denkmals betraut wurde, seine Aufgabe erfaßt. In dem Atelier des Karlsruher Bildhauers Moest reift dieses monumentale Werk seiner Vollendung entgegen, um dereinst in Erzguß den Kasernenplatz zu Freiburg zu zieren.

An der Grenzmark des deutschen Vaterlandes hatte das große Kampfdrama begonnen und dort auch, ungeachtet der mächtigen Errungenschaften, geendet. Ein glänzender Offensivstoß war es gewesen, der deutscherseits den blutigen Reigen eröffnet, und eine meisterhafte Defensive war es, mit der er geschlossen. Gerade diese abwartende Stellung tritt bei dem erwähnten Denkmale in den Vordergrund, wie wir aus der nachfolgenden Beschreibung ersehen werden:

Am Fuße des majestätischen Baues haben zunächst auf den rund hervortretenden, bastionartigen Sockelecken vier stattliche, dem Werder'schen Corps zugehörige Kriegergestalten Posto gefaßt, denen man es sofort ansieht, daß sie lieber ihr Leben opfern, als die feindlichen Schaaren durchlassen werden. Auf der Vorderseite links erblicken wir einen badischen Artilleristen, in strammem, zuversichtlichem Abwarten die vernichtende Ladung bereit haltend, die im entscheidenden Augenblick Tod und Verderben in die Glieder des Gegners tragen soll. Rechts davon steht ein badischer

Infanterist, welcher in seiner kampfbereiten Stellung und der muthigen Entschlossenheit, womit er dem Feinde entgegensieht, eine schlagende Illustration zu der bekannten Losung: „Fest stehen!" abgiebt. Die Rückseite des Sockels zeigt einen abgesessenen Dragoner in der hochwichtigen und gerade in diesem Kampfe mit so vielen Gefahren verbundenen Eigenschaft einer Ordonnanz, und endlich einen preußischen Landwehrmann auf der Wacht, einen bärtigen Pommern von echtem Schrot und Korn.

In vollendet schöner Weise baut sich nun von diesem verkörperten Grundgedanken aus das Siegesdenkmal weiter auf. Unmittelbar hinter den vier Soldatengestalten befinden sich ebensoviele Bündelsäulen aus eroberten Geschützröhren, welche kleine, mit Palmetten*) geschmückte Konsolen tragen, auf denen sich wiederum, als Symbole des Handels, der Gewerbe, der Künste und des Ackerbaues, vier Knabengestalten erheben. Dieselben halten über ihren Köpfen Festons von Blumen und Laubwerk, welche sie rings um den aus der Mitte des Denkmals aufsteigenden Obelisken schlingen, um auf der Vorderseite die Medaillonbüste des Heldengenerals von Werder zu schmücken. Auf diese, den Volksdank darstellende Gruppe schaut vom Fries das eiserne Kreuz im Strahlenkranze herab, während hoch oben an den Ecken des Frieses vier Adler nach allen Seiten ihre Fittiche schwingen, als wachsame Hüter des deutschen Vaterlandes und als das Wahrzeichen deutscher Wehrkraft.

Die Krönung des wundervollen Aufbaues bildet endlich die Kolossalgestalt einer auf einer Kugel stehenden, geflügelten Siegesgöttin, welche in ihrer hoch erhobenen Rechten den Lorbeerkranz, in ihrer Linken dagegen, als letzte blutige Errungenschaft des Sieges, die Friedenspalme schwingt.

Weit in die Vogesen schauend, aus deren Gebirgspässen der Franzmann gegen das geliebte deutsche Vaterland hervorbrechen wollte, wird, von ihrer luftigen Höhe herab, für alle Zeiten die

*) So nennt man in der Kunstsprache palmblattähnliche Verzierungen an griechischen Säulen.

stolze Siegesgöttin deutsche Macht und deutsche Größe triumphirend verkündigen, während das Bildniß des Heldengenerals und jene vier Kriegergestalten die Nachwelt in staunender Bewunderung ausrufen lassen werden:

„Das waren brave, muthige deutsche Männer!“

„Laßt uns die Helden-Brüder ehren —
Bei ihrem Heldenmuthe schwören:
Wir woll'n stets sein ein Volk von Brüdern,
Gewaffnet gegen jede Schmach!
Die Freiheit tön' in unsern Liedern,
Im tiefsten Busen tön' es nach.“

Ein Schlußwort.

Wie das deutsche Volk seinen Helden ehrte, haben wir in den vorigen Abschnitten gesehen, — aber auch sein Kaiser und oberster Kriegsherr wußte die Verdienste des Generals zu würdigen und verlieh ihm das Großkreuz des eisernen Kreuzes. Die Kabinetsordre, durch welche die Verleihung erfolgte, trägt den Datum des 22. März 1871, dem Geburtstage des Kaisers, und lautet folgendermaßen:

„In dankbarer Erinnerung an die von Ihnen während des „nunmehr beendigten Feldzuges geleisteten hervorragenden Dienste, „unter denen die Eroberung der wichtigen Festung Straßburg, „sowie die dreitägige selbstständig geleitete siegreiche Schlacht in „der Position bei Belfort den ersten Platz einnehmen, verleihe Ich „Ihnen hierdurch statutengemäß und als Anerkenntniß dieser „Thaten das Großkreuz des eisernen Kreuzes und lasse Ihnen „die Insignien desselben als Zeichen Meiner Dankbarkeit anbei „zugehen."

Ebenso wetteiferten andere deutsche, wie auch auswärtige Souveräne, des Helden Brust mit ihren Orden zu schmücken. Die Könige von Baiern und Württemberg sandten ihm die Großkreuze ihres Militär-Verdienst-Ordens, der Großherzog von Baden verlieh ihm den Karl-Friedrichs- und den Zähringer Löwen-Orden (mit Kette), Hessen den Ludwigs-Orden und der Kaiser

von Rußland den St. Alex. Newsky-Orden, sowie den St. Georgs-Orden III. Klasse. Infolge dieser letzten Ernennung wohnte Werder, wie wir schon früher erwähnt haben, im Dezember 1871 dem großen militärischen St. Georgsfeste in Petersburg bei. Die Verleihung des Ordens war von der folgenden, vom 30. Oktober 1870 datirten Kabinetsordre des Königs Wilhelm begleitet:

„Seine Majestät der Kaiser von Rußland, von dem Wunsche „beseelt, Ihrer Anerkennung der ruhmvollen Leistungen Meiner „Armee durch Verleihung des St. Georgs-Ordens an die Wür„digsten einen Ausdruck zu geben, haben Sich mit Meiner Wahl „einverstanden erklärt und Ihnen die dritte Klasse dieses Ordens „verliehen. Indem Ich Ihnen zu dieser Auszeichnung Meinen „Glückwunsch ausspreche, lasse Ich Ihnen die Ordensinsignien „zugehen."

Wir sind am Schlusse unseres Buches angelangt. Nur wenige Worte sind es, die ich, meine lieben jungen Freunde, noch hinzuzufügen habe. Sie bestehen in dem Wunsche, daß Ihr Euch in Eurem Denken, Fühlen und Handeln den Helden von Belfort zum Muster nehmen möchtet, denn es wird wohl nur wenige bedeutende Männer geben, welche in ähnlichem Grade mit so hohen Geistesgaben eine gleiche Bescheidenheit verbinden, wie unser Werder.

Er erinnert uns im besten Sinne an Schiller's Tell; wie Dieser, so macht auch unser Held wenig Worte, und was Jener zu Stauffacher sagt, darf auch vom General gelten:

„Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft Ihr meiner zur bestimmten That,
Dann ruft den Tell! Es soll an ihm nicht fehlen."

Still und zurückgezogen widmet sich unser Held seit jenen denkwürdigen Tagen wiederum den Obliegenheiten des Dienstes, und nur selten taucht er vor unseren Blicken auf. Wenn aber das Vaterland wieder in Gefahr kommen sollte, dann wird Werder auch wieder auf dem Kampfplatze sein mit all' seiner Kraft und

Energie, denn seine Heldenbrust schlägt bis zum letzten Athemzuge treu für das deutsche Vaterland.

Möge dem Tapfern noch ein langes, freudenreiches Leben beschieden sein; wandelt er aber dereinst nicht mehr unter den Lebenden, — so wird seine und seines Heldencorps Parole fortbestehen. Wir wollen sie nimmer vergessen, und wenn in Zukunft das Vaterland wieder einmal bedroht werden sollte, möge es in allen deutschen Landen erklingen:

„Fest stehen!"

Druck von E. Pätz in Naumburg a. d. S.

Bielefeld und **Leipzig.**

Verlag von Velhagen & Klasing.

1874.

Bielefeld und **Leipzig.**

Verlag von Velhagen & Klasing.

1873.

Robert des Schiffsjungen

Fahrten und Abenteuer

auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte.

Von

M. Bischoff.

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Seitenstück des vorigen. Anziehende spannende Robinsonade, dabei geographisch und naturgeschichtlich belehrend. Verwerthet zum ersten Male die deutsche Marine und ihre Thaten im letzten Kriege (Gefecht des Meteor in der Havanna) als Schauplatz einer deutschen Jugendschrift.

Bielefeld und **Leipzig**.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1873.

Höcker, Oskar,

General von Werder, der Vertheidiger Süddeutschlands aus seinem Leben ;
Deutschlands Volk und Jugend erzählt

Bielefeld [u.a.] 1874